

gemeindereferentinnen
bundesverband

das magazin

Hörende Herzen für Verantwortungsträger

Den Papst beim Wort nehmen



● **REDAKTIONSWECHSEL:**
Dank an Rüdiger Kerls-Kress

● **SOCIAL MEDIA:**
*Kompetenzen
für Arbeitnehmer*

● **BERUFSSTART:**
Interview mit Liz Porcaro

● **WANDEL NÖTIG:**
*Neue Perspektiven für Ämter
und Dienste*

● **LIFEGATE:**
Projekt in Palästina

● **BUCHVORSTELLUNGEN**
*Von Heiligen und anderen
Menschen*



Jederzeit an Ihrer Seite...

... sind wir als Versicherer im Raum der Kirchen.

Unsere Verbundenheit zu Kirchen, Diakonie und Caritas beweisen wir durch unser soziales Engagement und unser Angebot.

Von Pfarrern Ende des 19. Jahrhunderts gegründet, sind wir noch heute dem Gedanken der Solidaritätsgemeinschaft verpflichtet. Unsere Philosophie spiegelt sich vor allem in unserem Service und der Nähe zu unseren Kunden wider. Mehr als 540.000 Versicherte schenken uns ihr Vertrauen.

Beratung schreiben wir groß.

Vor der maßgeschneiderten Versicherungslösung steht bei uns die individuelle Beratung. Dabei berücksichtigen wir vor allem die Belange der haupt- und ehrenamtlich Tätigen in Kirchen, Diakonie, Caritas und Freier Wohlfahrtspflege.

Wir bieten Ihnen attraktive Angebote für den Schutz im Alltag und die Vorsorge für später!

Weitere Informationen sowie die Kontaktdaten Ihres Ansprechpartners vor Ort erhalten Sie hier:

Telefon 0180 2 153456*
www.bruderhilfe.de

* Festnetzpreis 6 Cent je Anruf, Mobilfunkpreis maximal 42 Cent je Minute (60-Sekunden-Takt).

 **BRUDERHILFE PAX**
FAMILIENFÜRSORGE
 Versicherer im Raum der Kirchen

Neuer Start in der Redaktion

Unser erstes Magazin. – Und dann gleich ein Papstbesuch als Titelthema.

Wir gehen davon aus, dass die Leserinnen und Leser des magazins im Zusammenhang mit dem Besuch von Benedikt XVI. in Deutschland Vieles gehört, gelesen und diskutiert haben. Zu dem, was der Papst selber bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt hat, wie auch zu dem, was in unzähligen Presseartikeln, Kommentaren und Talkshows zum Ausdruck gebracht wurde, gibt es in der Leserschaft sicher unterschiedliche, vielleicht sogar konträre Sichtweisen. Möglicherweise wird die Auswahl, die wir zu diesem Thema getroffen haben, die Leser zu Leserbriefen anregen. – Wir sind gespannt.

Im Editorial des letzten Magazin hat Rüdiger Kerls-Kress uns symbolisch »Tastatur und Mauszeiger« übergeben. Ab und zu hatten wir sie ja schon in der Hand. Eine ganze Reihe von Artikeln haben wir in den letzten 10 Jahren verfasst und die dadurch gewachsene Verbundenheit mit dem magazin hat mit dazu geführt, dass wir uns bereit erklärt haben, die Verantwortung für die Redaktion zu übernehmen. Zum einen ist es sicher so, dass wir Erfahrungen einbringen können

- aus unserer langjährigen Zugehörigkeit zur Berufsgruppe der Gemeindereferenten/innen
- aus unserer jahrelangen Mitarbeit im Vorstand des Gemeindereferentinnen-Bundesverbands
- aus vielen bundesweiten Begegnungen und Kontakten mit GR-Kolleginnen und -Kollegen, mit Vertretern der anderen pastoralen Berufsgruppen, mit ehrenamtlich Engagierten, sowie Verantwortlichen in Bereichen wie Aus- und Fortbildung oder Leitung von Diözesen oder deren Hauptabteilungen.

Wichtig ist uns, diesen Kontakt zur Basis und zur Leitung beizubehalten und zu vertiefen, um so aktuelle Themen aus un-



terschiedlichen Perspektiven durch das Magazin veröffentlichen und in die Diskussion bringen zu können.

Kirchenpolitische, pastorale und berufsspezifische Themen werden weiterhin von großer Bedeutung sein. Freuen würden wir uns, wenn die Beteiligung aus den einzelnen Verbänden an den Inhalten des magazins noch zunehmen würde. Berichte aus der Verbandsarbeit, wie auch Meldungen zur jeweiligen Großwetterlage in den Diözesen können die bundesweite Verbindung stärken. Der Blick über den innerkirchlichen Tellerrand hinaus soll ebenfalls nicht zu kurz kommen.

Die Rolle als Chefredakteure ist Neuland für uns. Die Aufgabe reizt uns und wir freuen uns darüber. Allerdings stellt sie auch eine Herausforderung dar – u.a. was den notwendigen zeitlichen Einsatz anbelangt. Dankbar sind wir deshalb für Unterstützung, z. B. durch Hinweise auf interessante Veröffentlichungen und Veranstaltungen oder auch die Bereitschaft, selber Beiträge zu schreiben. Rückmeldungen zu erhaltenen Ausgaben oder Wünsche für kommende magazine sind erwünscht!

● PETER BROMKAMP & REGINA NAGEL

INHALT

- Danke ----- S. 4
- Titel ----- S. 5
- Berufsprofil ----- S. 18
- Qualifikation ----- S. 24
- Bistümer ----- S. 27
- Kirche ----- S. 29
- Literatur ----- S. 31
- Satire ----- S. 34
- Impressum ----- S. 34

Ein Dankeschön für 1-38 & mehr...



Foto von
Rüdiger Kerls-Kress
zum Editorial
der 1. Ausgabe im
Frühjahr 2002



Titel der
1. Ausgabe 2002



Foto von
Rüdiger Kerls-Kress
zum Editorial
der 38. Ausgabe im
Frühjahr 2011



Titel der
38. Ausgabe 2011

Lieber Rüdiger,

von Anfang des Gemeindereferentinnen-Magazins an warst Du als Chefredakteur für unsere Zeitschrift verantwortlich. Ich hab sie noch gut in Erinnerung, die Zweifel, ob der damals frisch aufgestellte Bundesverband überhaupt eine vorzeigbare eigene Zeitschrift hinkommt.

Und ich hab noch sehr gut in Erinnerung, wie Du die erste Ausgabe auf der Bundesversammlung damals in Dortmund den Delegierten präsentiert hast. Wir waren begeistert. Auf die Tische im Plenum kam ein (von Martin Kröger) klasse layoutetes und inhaltlich hervorragendes Magazin, das einfach Lust auf Lesen machte. Daran hat sich in all den Jahren nichts geändert und immer wieder ernten wir als GemeindereferentInnen-Bundesverband Lob für unser gutes Magazin. Durch die gleichbleibend hohe Qualität avancierte »das magazin« schnell zum Aushängeschild unseres Verbandes und findet seine Beachtung weit über die Berufsgruppe der GemeindereferentInnen hinaus. Diverse Rückmeldungen u.a. aus den Chefetagen unserer Diözesen zeigen, dass sich unter den Leserinnen und Lesern eine Reihe von Bischöfen befinden, die unser Magazin schätzen, auch wenn sie nicht jedem Artikel zustimmen.

Im letzten Jahr hast Du dann auch noch den »Relaunch« des Magazins mit eingestiftet. Neben dem moderneren Layout ist „das magazin“ nun sogar mit einer ISSN-Nr. versehen, also auch offiziell in der Welt der Zeitschriften angekommen.

Für all das sagen wir Dir ein ganz dickes »Dankeschön!«

Ob Dich das auf der Karikatur der letzten Seite aufgezeichnete Telefonat tatsächlich erreicht hat, wissen wir nicht. Denkbar bei Deinem Elan wäre es schon.

In den Händen hältst Du nun die erste Ausgabe, an der Du nicht mitgewirkt hast. Aber wir wissen, dass Du nun als Leser schon sehnsüchtig auf das Heft gewartet hast. Wir haben deiner Ausgabe exklusiv einen Gutschein für ein Wellness-Wochenende für zwei Personen beigelegt, damit Du nach all den Jahren mal eine entspannte Atmosphäre lesen kannst. Wir hoffen, dass es deinen hohen Ansprüchen genügt und dir gefällt.

Noch einmal vielen Dank und alles Gute Dir, lieber Rüdiger, vom Vorstand des GemeindereferentInnenbundesverbands.

● PETER BROMKAMP

**WIR SAGEN
DANKE**



Ein hörendes Herz

Viel Redezeit hatte er, der Papst während seines Besuchs in Deutschland. Was hat er gesagt? Was wurde gehört? Was gehört wird und was somit angeblich gesagt wird entscheidet im Kommunikationsprozess vor allem der Empfänger. Von daher haben sicher viele das gehört, was sie erhofft oder auch befürchtet hatten und im Prinzip eben immer schon wussten.

Rund um den Papstbesuch wurde viel geäußert: Erwartungen, Begeisterung, vernichtende wie auch konstruktive Kritik, Vorwürfe und Vorfreude.

Da gibt es den eher jugendlich neo-katholischen Fanclub der »Benedetto-Rufer« und ebenso die eher älteren rigorosen Papstanhänger wie Matussek oder Gloria von Thurn und Taxis. Am anderen Ende des Spektrums befinden sich die radikalen Papst- und Kirchengegner, die ausschließlich tatsächliche und angebliche Fehler anprangern. Es gibt konstruktive Kritiker, wie die Autoren des Publik-Forum-Dossiers zum Papstbesuch. Es gibt diejenigen, die unter der Kirche bzw. den Kirchenver-

tretern und ihren Regeln und Vorgehensweisen gelitten haben oder nach wie vor leiden. Es gibt die Konzilsgeneration, die immer noch glaubt, dass Öffnungen, z.B. im Hinblick auf die Voraussetzungen für das Priesteramt, der Kirche und den Gemeinden neuen Aufschwung geben können. Es gibt die Noch-Katholiken, denen die restaurativen Tendenzen Sorge bereiten und denen die Reformforderer immer noch viel zu systemimmanent und systemerhaltend erscheinen. Sie halten eine zukunftsorientierte Reflexion der Ziele, Strategien und Maßnahmen für unerlässlich. Darüber hinaus gibt es Personen mit unterschiedlichem konfessionellem, religiösen oder weltanschaulichen Hintergrund, die an einem niveauvollen Austausch über zentrale gesellschaftliche oder auch theologische Themen interessiert sind.

Die Aufzählung könnte erweitert werden und eine Dokumentation aller Artikel und Reden rund um den Papstbesuch würde viele Ordner füllen. Es ist eine kleine Auswahl haben wir in dieses Magazin aufgenommen:

- Ein Interview mit Erzbischof Robert Zollitsch, in dem Respekt gegenüber Benedikt XVI., aber auch Eigenständigkeit im Hinblick auf aktuelle kirchliche Themen zum Ausdruck kommt,

- ein konstruktiv kirchenkritischer Artikel aus dem Publik-Forum-Dossier zum Papstbesuch,

- Berichte einer Kollegin und eines Kollegen, die in Berlin und Freiburg Termine im Rahmen des Papstbesuches miterlebt haben,

- Aussagen des Papstes selber: Auszüge aus seiner Rede im Bundestag.

Sein Ausgangspunkt in dieser Rede war der Gedanke vom hörenden Herzen. Schön wäre, wenn sich dieser Ansatz als richtungsweisend für Menschen in Leitungspositionen in Politik und Gesellschaft wie auch für Verantwortungsträger in der Kirche erweisen würde. Dialog jedenfalls verlangt sehr viel mehr Hören als Reden.

● REGINA NAGEL

Der lange Schatten Luthers

Vor dem Papstbesuch in Deutschland: Ein Gespräch mit Erzbischof Robert Zollitsch über das Misstrauen Roms den Deutschen gegenüber und Lebensregeln, die auch der Bundespräsident nicht einhalten kann.

DIE ZEIT: Herr Erzbischof, wenn Papst Benedikt Ende des Monats nach Deutschland kommt, was hat er eigentlich für ein Bild von Deutschland?

Robert Zollitsch: Er kennt sich aus. Das habe ich bei meinem letzten Gespräch mit ihm wieder gemerkt, Mitte August in Castel Gandolfo. Da hat er sich eineinhalb Stunden Zeit für das Gespräch genommen und noch einmal eineinhalb Stunden für das Mittagessen. Und ich merkte: Er weiß gut Bescheid über uns.

ZEIT: Wie informiert sich denn der deutsche Papst über Deutschland?

Zollitsch: Einerseits ist sein Sekretär, Prälat Georg Gänswein, ja ein Deutscher. Er informiert ihn über die wichtigsten Dinge, auch aus dem Internet. Man kann ja vom Papst nicht verlangen, dass er selbst surft. Dann hat er einen großen Kreis von Freunden in Deutschland. Als ich Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz wurde, gab man mir gleich den Rat: Informiere den Heiligen Vater möglichst immer direkt. Und ich muss sagen, Papst Benedikt hört ausgesprochen gut zu.

ZEIT: Sieht er die Tagesschau oder Heute?

Zollitsch: Die Nachrichten schaut er mit den Ordensschwwestern an, die ihm den Haushalt führen, oder er lässt sich Dinge von Prälat Gänswein vortragen. Ich kenne Gänswein übrigens seit seinem ersten Semester vom Studium her. Er kommt ja aus der Umgebung von Freiburg, und ich habe ihn die ganze Ausbildungszeit über begleitet.

ZEIT: Was zählen die deutschen Katholiken in Rom?

Zollitsch: Also, wenn ich das mal polemisch sagen darf: Überall dort, wo man meint, man brauche Geld, da zählen die Deutschen viel. Als etwa der Heilige Vater nach Zypern reiste, erhielt ich einen Brief des dortigen Erzbischofs, ob wir da nicht zu den Kosten etwas beitragen könnten. Es gibt noch ähnliche Beispiele.

ZEIT: Die Deutschen als Zahlmeister?

Zollitsch: Wir empfinden darin durchaus Positives: Die deutschen Hilfswerke tun viel für die Weltkirche, etwa Misereor, Missio, Adveniat und Renovabis und die Caritas. Die Priesterausbildung in Lateinamerika, nehmen Sie Peru, wird im Grunde von Deutschland finanziert. Auch 60 Prozent der Priester aus Südafrika werden aus Deutschland finanziert. Die deutschen Katholiken machen das vor allem durch ihre Kirchensteuer möglich. Das wird in Rom durchaus anerkannt.

ZEIT: Stehen die Deutschen nicht zugleich unter dem Generalverdacht der Rebellion?

Zollitsch: Natürlich gibt es in Rom auch andere, die wittern gleich den Glaubensabfall, wenn wir in Deutschland etwas kontroverser diskutieren. Da muss ich dann sagen: Durch die vielfältige Diskussionserfahrung – nicht zuletzt im ökumenischen Kontext – streiten wir anders über Glaubensfragen, als das in Italien der Fall ist. Aber diese Offenheit für Diskussionen, die es in Deutschland gibt, wird in Rom nicht ganz leicht verstanden.



Robert Zollitsch – sein Lächeln ist sein Markenzeichen. Freiburgs Erzbischof Robert Zollitsch ist der oberste deutsche Katholik – nach dem Papst. Als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz hat der 73-jährige keine Kommandogewalt über seine Brüder im Bistum, also bemüht er sich, Liberale und Konservative durch gutes Zureden zusammenzuführen.

ZEIT: Das gilt auch für Benedikt?

Zollitsch: Als Deutscher kennt der Heilige Vater das selber zur Genüge. Doch manchen Kardinälen muss man die Situation schon mal ein bisschen intensiver vermitteln. Aber das geht dann auch.

ZEIT: Das ist der lange Schatten Luthers?

Zollitsch: Ja, Deutschland wird in Rom, nicht vom Heiligen Vater selber, gern noch als Land der Glaubensspaltung gesehen. Manches starke Wort von Luther, auch über die Päpste, wird bis heute kolportiert. Das beschwört selbst dann gewisse Ängste herauf, wenn wir innerkatholische Dinge diskutieren. Durch die Reformation wird von vielen in Rom eine Wunde empfunden, was man psychologisch und theologisch verstehen kann.

ZEIT: Auch der Papst ist kritisch gegenüber den deutschen Reformdiskussionen?

Zollitsch: Er war ja Hochschullehrer hier, und bis heute kennt er seine Kollegen, sogar namentlich, ausgesprochen gut. Er meint wie ich auch, manche Diskussionen müssten so nicht sein. Aber er ist in diesem Punkt gelassener als manch anderer in Rom.

ZEIT: Trotzdem scheint – nach der Euphorie des Anfangs – bei vielen Deutschen Gleichgültigkeit eingetreten zu sein gegenüber dem Landsmann auf dem Papst-Thron.

Zollitsch: Das ist tatsächlich nicht einfach zu erklären. Einerseits folgt Höhepunkten immer eine gewisse Normalität. Vielleicht gibt es bei uns auch einen besonderen Hang zur Selbstkritik. Wir sind in Gefahr, unsere Freude stets in unser Herzkammerlein zu verschließen. Dazu kommt sicher, dass wir rasch der Auffassung sind, man müsse in Rom genauso denken wie wir. Das übersieht aber die Größe und Vielfalt der Weltkirche.

ZEIT: Verträgt denn der Papst Kritik?

Zollitsch: Schön ist, dass man mit ihm offen diskutieren kann. Er ist auf keinen Fall der distanzierte Professor oder Papst, der sich anderen Meinungen verschließt.

ZEIT: Er ist kein Übelnehmer?

Zollitsch: Nein, er nimmt einem Offenheit nicht übel.

**ZEIT: Aber es gibt Übelnehmer im Vatikan?**

Zollitsch: Manche im Vatikan haben den Eindruck, die Deutschen wollten am liebsten selbst bestimmen, wann und wozu der Papst sich äußert. Und das kritisieren sie.

ZEIT: Bundespräsident Wulff hat sich sehr für den Besuch von Benedikt in Deutschland eingesetzt. Wulff ist katholisch, geschieden und wieder verheiratet. Nach den geltenden Regeln ist er darum vom Abendmahl ausgeschlossen. Gibt das in der katholischen Hierarchie zu denken?

Zollitsch: Selbstverständlich gibt das zu denken. Der Bundespräsident hat sehr viel Wert darauf gelegt, dass der Papst kommt. Wir stehen ja ganz allgemein vor der Frage, wie wir Menschen helfen, deren Leben in wichtigen Dingen unglücklich verlaufen ist. Dazu gehört auch eine gescheiterte Ehe. Das ist eine Frage der Barmherzigkeit, und darüber werden wir in nächster Zeit intensiv sprechen.

ZEIT: Was ist denn Ihre Antwort: Ist der Bundespräsident ein guter Katholik?

Zollitsch: Er ist für mich ein Katholik, der seinen Glauben lebt und darunter leidet, wie die Situation ist. Ich bin dem Bundespräsidenten dankbar für sein öffentliches Glaubenszeugnis.

ZEIT: Aber das ist schon gravierend: Manche Regeln Ihrer Kirche sind so strikt, dass ihnen nicht einmal ein Staatsoberhaupt gerecht werden kann.

Zollitsch: Das ist eine ernste Frage, mit der wir uns befassen müssen. Und ich persönlich hoffe, dass ich da auch noch ein Stück Weg erleben werde.

ZEIT: Und wenn Wulff sich bei Ihnen um die Kommunion anstellen würde, würden Sie die Schale zurückziehen?

Zollitsch: Ich glaube nicht, dass er sich anstellt.

ZEIT: Neben dem Bundespräsidenten trifft der Papst in Berlin den Regierenden Bürgermeister. Auch Klaus Wowereit ist Katholik, und weil er homosexuell ist, sagt seine Kirche auch ihm, er lebe in Sünde. Verstümmelt sich die Kirche nicht selbst, indem sie so viele Gruppen ausschließt?

Zollitsch: Solche Situationen machen mir Sorge, das spüren Sie. Wir müssen wirklich schauen, wie wir Antworten auf Fragen der Lebensführung geben, die auch theologisch fundiert sind.

ZEIT: Sie stehen vor einem Problem, das sich ja auch Unternehmen oft stellt: Wie



kann man sich verändern, ohne sich selbst zu verraten?

Zollitsch: Ja, wir müssen ein Stück Umbauarbeit leisten im laufenden Betrieb. Als Katholiken macht uns aus, dass wir dabei immer möglichst große Teile der Gläubigen mitnehmen wollen.

ZEIT: Fürchten Sie nicht, dass der Papst-Besuch Enttäuschung produziert – so viele Worte und Auftritte, aber am Ende vielleicht wenig Bewegung?

Zollitsch: Wir dürfen diesen Besuch nicht überfrachten und überfordern mit zu vielen Erwartungen. Er selber ist da sehr realistisch und sagt, Sie können nicht davon ausgehen, dass einen Tag nach meinem Besuch alles anders ist in Deutschland.

ZEIT: Darf man sich in der Frage der Ökumene was erwarten von diesem Besuch?

Zollitsch: Ich gehe von einem Impuls aus, ja.

ZEIT: Wie könnte der aussehen?

Zollitsch: Nun lassen Sie den Heiligen Vater doch überhaupt erst mal ankommen!

ZEIT: Dann fragen wir langfristig: Werden unsere Kinder das Fallen des Zölibats noch erleben?

Zollitsch: Ich glaube nicht, dass die Lösung der Weltkirche so ist. Ich glaube aber, dass wir in der Frage der wiederverheirateten Geschiedenen weiterkommen werden – zu meinen Lebzeiten.

ZEIT: Was sagen Sie Mitstreitern, die ob der Langsamkeit der Veränderungen in

der katholischen Kirche frustriert sind?

Zollitsch: Ich laufe auch manchmal Gefahr, müde zu werden, und denke: Warum geht es nicht schneller? Manchmal muss ich mir die nötige Geduld auch selber zusprechen.

ZEIT: Hat die Kirche überhaupt noch Einfluss in Deutschland?

Zollitsch: Die Politik sucht in sehr vielen Fragen den Kontakt mit uns, aber wir werden auch immer wieder angegriffen. Beides gehört zusammen. Benedikt hat gesagt: Wenn die Welt sich an der Kirche reibt, ist es ein Zeichen, dass sie den Glauben ernst nimmt.

ZEIT: Gibt es heute noch eine Partei, die dem Christentum näher steht als andere?

Zollitsch: Ich bin froh, dass wir eine Partei haben, die das C im Namen trägt. Das hat den Vorteil, dass ich sagen kann, was ich von dem C erwarte.

ZEIT: Muss ein guter Katholik CDU oder CSU wählen?

Zollitsch: Es ist sicher gut, dass die Unionsparteien weiter um das C ringen. Aber im Bezug auf seine Wahlentscheidung sollte jeder Katholik selbst abwägen, viel stärker als früher. Er kann dann zur Überzeugung kommen, welche sozialen Anliegen vielleicht bei anderen Parteien besser aufgehoben sind. Auch bei den Grünen stelle ich immer wieder Übereinstimmungen mit christlichen Überzeugungen fest.

ZEIT: Ist das Teil des Phänomens der Grünen als Volkspartei?

Zollitsch: Die ökologische Frage ist immer mit der Schöpfungsfrage verbunden. Und unser grüner Ministerpräsident Kretschmann macht aus seinem Glauben keinen Hehl und arbeitet etwa bei uns im Diözesanrat mit. Da hat sich sicher einiges verändert seit den Anfängen der Grünen.

ZEIT: Können die Grünen sich eine christliche Partei nennen?

Zollitsch: Sie sind eine Partei, in der viele Christen sich beheimatet fühlen.

ZEIT: Sie waren knapp zehn Jahre lang Leiter eines Priesterseminars – und die Bewerberzahlen stiegen. Wie bekommt man das hin?

Zollitsch: Es stimmt, in meiner Zeit hat sich die Zahl der Seminaristen verdoppelt. Es waren dann 20 bis 25 Priesterweihen pro Jahr. Das Entscheidende ist meiner Erfahrung nach die persönliche Ansprache, auf ganz vielfältigen Wegen. Über die Religionslehrer genauso wie darüber, interessierte junge Leute miteinander ins Gespräch zu bringen.

ZEIT: Was spricht junge Leute so sehr an, dass sie tatsächlich noch Priester werden wollen?

Zollitsch: Die fragen: Was bedeutet mir Gott, und was möchte ich davon weitergeben?, das sollte schon das Entscheidende sein. Dann kommt die Freude am gemeinsamen Leben in der Kirche hinzu, auch an der Liturgie.



ZEIT: Was hat Sie damals bewogen, Priester zu werden?

Zollitsch: Das war eigentlich eine ganz einfache Frage: Wofür lohnt es sich zu leben?

ZEIT: Sie erwähnen überhaupt nicht die Anziehung eines charismatischen, spirituellen Anführers?

Zollitsch: Natürlich spielt die Person, die vorangeht, eine Rolle. Das war früher oft ein Kaplan in der Gemeinde, es ist für viele auch Karol Wojtyła gewesen. Aber letztlich muss der Entschluss ein eigenständiger sein.

ZEIT: Gibt es eine Erklärung dafür, dass eine Figur mit enormen persönlichen Problemen und teils erschreckenden Ansichten wie Bischof Mixa in seinem Priesterseminar so großen Zulauf hatte?

Zollitsch: Das ist sicher eine Frage nach den Auswahlkriterien. Ich habe ein Prinzip, das hat sich bewährt: Das erste Nein ist das barmherzigste. Wenn ich zur Überzeugung komme, jemand ist nicht geeignet, dann sage ich das früh und klar.

ZEIT: Wer ist nicht geeignet nach Ihrer Erfahrung?

Zollitsch: Nicht geeignet ist, wer seelisch angeschlagen ist oder in der Kirche eine heile Welt fern der Wirklichkeit sucht. Da spürt man dann, das trägt nicht auf Dauer.

ZEIT: Kirche ist nichts für religiöse Eiferer?

Zollitsch: Nein, Glaubenseifer allein reicht

eben nicht, sondern es muss auch ein solides Fundament da sein.

ZEIT: Sie haben einmal von einem ganz frühen Schicksalsschlag erzählt: Als kleiner Junge wurden Sie im Krieg mit Ihrer Familie aus dem heutigen Serbien vertrieben. Dabei wurde vor Ihren Augen Ihr großer Bruder erschossen. Ist es für einen Christen leichter, mit einer solchen Tragödie fertig zu werden?

Zollitsch: Es ist immer noch nicht leicht, darüber zu sprechen. Ich war sechs Jahre alt, und ich höre heute noch die Schüsse.

ZEIT: Sie waren damals auf der Flucht...

Zollitsch: ...ja, und dann in einem Vernichtungslager.

ZEIT: Ein Vernichtungslager wie unter den Nazis?

Zollitsch: Ja, Titos Rebellen wollten die deutsche Bevölkerung vernichten und ließen die Leute systematisch verhungern. Ein Viertel unseres Dorfes ist dabei umgekommen.

ZEIT: Und dort fanden Sie zu Gott?

Zollitsch: Wir waren im Lager und hatten keine Antwort mehr. Wenn wir aber abends auf unserem Stroh saßen und Rosenkranz gebetet haben, da hat die Gabe des Glaubens eine andere Dimension eröffnet.

ZEIT: Was bedeutet das?

Zollitsch: Es gibt das Dunkel, vor dem wir stehen. Aber dann gibt es den, der alles

für uns durchlitten hat, Jesus Christus. Für mich wurde das meine persönliche Mitte, und für diese Perspektive lohnte es sich zu leben.

ZEIT: Und es gibt kein Hadern mit Gott: Wie konntest du das zulassen?

Zollitsch: Doch, die Frage hat mich oft beschäftigt. Es gibt darauf eine theologische Erwiderung, aber ich weiß, letztlich gibt es keine glatte Antwort. Das Dunkel ist da, und man steht erst mal sprachlos davor.

ZEIT: Trotz eines festen Glaubens?

Zollitsch: Ja, ich habe es bei meiner Mutter sehr stark erleben müssen. Mein Vater wurde 1944 eingezogen zum Militär. Und mein Bruder, der damals noch am Leben war, sagte: »Vater, nehmt mich mit.« Damals sprach man die Eltern mit »Ihr« an. Doch mein Vater sagte: »Bub, bleib da, bei der Mutter.« Und meine Mutter hat sich bis zu ihrem Ende Vorwürfe gemacht: »Hätte ich ihn ziehen lassen, würde er noch leben.« Dieses Kreuz musste ich mit ihr gemeinsam tragen.

● GIOVANNI DI LORENZO | PATRIK SCHWARZ
© MARIUS BECKER/DPA

Der Artikel ist der Zeitschrift »Die Zeit« vom 05.09.2011 entnommen. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages.



Deutscher Bundestag

Benedikt XIV. im Bundestag

»Nimm das Recht weg – was ist dann ein Staat noch anderes als eine große Räuberbande«

Sehr geehrter Herr Bundespräsident!
Herr Bundestagspräsident!
Frau Bundeskanzlerin!
Herr Bundesratspräsident!

Meine Damen und Herren Abgeordnete!

Es ist mir Ehre und Freude, vor diesem Hohen Haus zu sprechen – vor dem Parlament meines deutschen Vaterlandes, das als demokratisch gewählte Volksvertretung hier zusammenkommt, um zum Wohl der Bundesrepublik Deutschland zu arbeiten. Dem Herrn Bundestagspräsidenten möchte ich für seine Einladung zu dieser Rede ebenso danken wie für die freundlichen Worte der Begrüßung und Wertschätzung, mit denen er mich empfangen hat. In dieser Stunde wende ich mich an Sie, verehrte Damen und Herren – gewiß auch als Landsmann, der sich lebenslang seiner Herkunft verbunden weiß und die Geschicke der deutschen Heimat mit Anteilnahme verfolgt.

Aber die Einladung zu dieser Rede gilt mir als Papst, als Bischof von Rom, der die oberste Verantwortung für die katholische Christenheit trägt. Sie anerkennen damit die Rolle, die dem Heiligen Stuhl als Partner innerhalb der Völker- und Staatengemeinschaft zukommt. Von dieser meiner internationalen Verantwortung her möchte ich Ihnen einige Gedanken über die Grundlagen des freiheitlichen Rechtsstaats vorlegen.

Lassen Sie mich meine Überlegungen über die Grundlagen des Rechts mit einer kleinen Geschichte aus der Heiligen Schrift beginnen. Im ersten Buch der Könige wird erzählt, daß Gott dem jungen König Salomon bei seiner Thronbesteigung eine Bitte freistellte. Was wird sich der junge Herrscher in diesem wichtigen Augenblick erbitten? Erfolg – Reichtum – langes Leben – Vernichtung der Feinde? Nicht um diese Dinge bittet er. Er bittet: »Verleih deinem Knecht ein hörendes Herz, damit er dein Volk zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden versteht«. Die Bibel will uns mit dieser Erzählung sagen, worauf es für einen Politiker letztlich ankommen muß. Sein letzter Maßstab und der Grund für seine Arbeit als Politiker darf nicht der Erfolg und schon gar nicht materieller Gewinn sein. Die Politik muß Mühen um Gerechtigkeit sein und so die Grundvoraussetzung für Frieden schaffen. Natürlich wird ein Politiker den Erfolg suchen, der ihm überhaupt die Möglichkeit politischer Gestaltung eröffnet. Aber der Erfolg ist dem Maßstab der Gerechtigkeit, dem Willen zum Recht und dem Verstehen für das Recht untergeordnet. Erfolg kann auch Verführung sein und kann so den Weg auf tun für die Verfälschung des Rechts, für die Zerstörung der Gerechtigkeit. »Nimm das Recht weg – was ist dann ein Staat noch anderes als eine große Räuberbande«, hat der heilige Augustinus einmal gesagt. Wir Deutsche wissen es aus eigener Erfahrung, daß diese Worte nicht ein leeres Schreckgespenst sind. Wir ha-

ben erlebt, daß Macht von Recht getrennt wurde, daß Macht gegen Recht stand, das Recht zertreten hat und daß der Staat zum Instrument der Rechtszerstörung wurde – zu einer sehr gut organisierten Räuberbande, die die ganze Welt bedrohen und an den Rand des Abgrunds treiben konnte. Dem Recht zu dienen und der Herrschaft des Unrechts zu wehren ist und bleibt die grundlegende Aufgabe des Politikers. In einer historischen Stunde, in der dem Menschen Macht zugefallen ist, die bisher nicht vorstellbar war, wird diese Aufgabe besonders dringlich. Der Mensch kann die Welt zerstören. Er kann sich selbst manipulieren.

Er kann sozusagen Menschen machen und Menschen vom Menschsein ausschließen. Wie erkennen wir, was recht ist? Wie können wir zwischen Gut und Böse, zwischen wahrem Recht und Scheinrecht unterscheiden? Die salomonische Bitte bleibt die entscheidende Frage, vor der der Politiker und die Politik auch heute stehen. In einem Großteil der rechtlich zu regelnden Materien kann die Mehrheit ein genügendes Kriterium sein. Aber daß in den Grundfragen des Rechts, in denen es um die Würde des Menschen und der Menschheit geht, das Mehrheitsprinzip nicht ausreicht, ist offenkundig: Jeder Verantwortliche muß sich bei der Rechtsbildung die Kriterien seiner Orientierung suchen. Im 3. Jahrhundert hat der große Theologe Origenes den Widerstand der Christen gegen bestimmte geltende Rechtsordnungen so begründet: »Wenn jemand sich bei den Skythen befände, die gottlose Gesetze haben, und gezwungen wäre, bei ihnen zu leben ..., dann würde er wohl sehr vernünftig handeln, wenn er im Namen des Gesetzes der Wahrheit, das bei den Skythen ja Gesetzeswidrigkeit ist, zusammen mit Gleichgesinnten auch entgegen der bei jenen bestehenden Ordnung Vereinigungen bilden würde ...«

Von dieser Überzeugung her haben die Widerstandskämpfer gegen das Naziregime und gegen andere totalitäre Regime gehandelt und so dem Recht und der Menschheit als ganzer einen Dienst erwiesen. Für diese Menschen war es unbestreitbar evident, daß geltendes Recht in Wirklichkeit Unrecht war. Aber bei den Entscheidungen eines demokratischen Politikers ist die Frage, was nun dem Gesetz der Wahrheit entspreche, was wahrhaft recht sei und Gesetz werden könne, nicht ebenso evident. Was in bezug auf die grundlegenden anthropologischen Fragen das Rechte ist und geltendes Recht werden kann, liegt heute keineswegs einfach zutage.

Die Frage, wie man das wahrhaft Rechte erkennen und so der Gerechtigkeit in der Gesetzgebung dienen kann, war nie einfach zu beantworten, und sie ist heute in der Fülle unseres Wissens und unseres Könnens noch sehr viel schwieriger geworden. Wie erkennt man, was recht ist? In der Geschichte sind Rechtsordnungen fast durchgehend religiös begründet worden: Vom

*»Verleih deinem Knecht ein hörendes Herz, damit
er dein Volk zu regieren und das Gute vom Bösen
zu unterscheiden versteht«.*

Blick auf die Gottheit her wird entschieden, was unter Menschen rechtens ist. Im Gegensatz zu anderen großen Religionen hat das Christentum dem Staat und der Gesellschaft nie ein Offenbarungsrecht, eine Rechtsordnung aus Offenbarung vorgegeben. Es hat stattdessen auf Natur und Vernunft als die wahren Rechtsquellen verwiesen – auf den Zusammenklang von objektiver und subjektiver Vernunft, der freilich das Gegründetsein beider Sphären in der schöpferischen Vernunft Gottes voraussetzt. Die christlichen Theologen haben sich damit einer philosophischen und juristischen Bewegung angeschlossen, die sich seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. gebildet hatte. In der ersten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts kam es zu einer Begegnung zwischen dem von stoischen Philosophen entwickelten sozialen Naturrecht und verantwortlichen Lehrern des römischen Rechts.

In dieser Berührung ist die abendländische Rechtskultur geboren worden, die für die Rechtskultur der Menschheit von entscheidender Bedeutung war und ist. Von dieser vorchristlichen Verbindung von Recht und Philosophie geht der Weg über das christliche Mittelalter in die Rechtsentfaltung der Aufklärungszeit bis hin zur Erklärung der Menschenrechte und bis zu unserem deutschen Grundgesetz, mit dem sich unser Volk 1949 zu den »unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt« bekannt hat.

Für die Entwicklung des Rechts und für die Entwicklung der Humanität war es entscheidend, daß sich die christlichen Theologen gegen das vom Götterglauben geforderte religiöse Recht auf die Seite der Philosophie gestellt, Vernunft und Natur in ihrem Zueinander als die für alle gültige Rechtsquelle anerkannt haben. Diesen Entscheid hatte schon Paulus im Brief an die Römer vollzogen, wenn er sagt: »Wenn Heiden, die das Gesetz (die Tora Israels) nicht haben, von Natur aus das tun, was im Gesetz gefordert ist, so sind sie... sich selbst Gesetz. Sie zeigen damit, daß ihnen die Forderung des Gesetzes ins Herz geschrieben ist; ihr Gewissen legt Zeugnis davon ab...«.

Hier erscheinen die beiden Grundbegriffe Natur und Gewissen, wobei Gewissen nichts anderes ist als das hörende Herz Salomons, als die der Sprache des Seins geöffnete Vernunft. Wenn damit bis in die Zeit der Aufklärung, der Menschenrechtserklärung nach dem Zweiten Weltkrieg und in der Gestaltung unseres Grundgesetzes die Frage nach den Grundlagen der Gesetzgebung geklärt schien, so hat sich im letzten halben Jahrhundert eine dramatische Veränderung der Situation zugetragen. Der Gedanke des Naturrechts gilt heute als eine katholische Sonderlehre, über die außerhalb des katholischen Raums zu diskutieren nicht lohnen würde, so daß man sich schon beinahe schämt, das Wort überhaupt zu erwähnen. Ich möchte kurz andeuten, wieso diese Situation entstanden ist.

Grundlegend ist zunächst die These, daß zwischen Sein und Sollen ein unüberbrückbarer Graben bestehe. Aus Sein könne kein Sollen folgen, weil es sich da um zwei völlig verschiedene Bereiche handle. Der Grund dafür ist das inzwischen fast allgemein angenommene positivistische Verständnis von Natur und Vernunft. Wenn man die Natur – mit den Worten von H. Kelsen – als »ein Aggregat von als Ursache und Wirkung miteinander verbundenen Seinstatsachen« ansieht, dann kann aus ihr in der Tat keine irgendwie geartete ethische Weisung hervorgehen. Ein positivistischer Naturbegriff, der die Natur rein funktional versteht, so wie die Naturwissenschaft sie erklärt, kann keine Brücke zu Ethos und Recht herstellen, sondern wiederum nur funktionale Antworten hervorrufen. Das gleiche gilt aber auch für die Vernunft in einem positivistischen, weithin als allein wissenschaftlich angesehenen Verständnis.

Was nicht verifizierbar oder falsifizierbar ist, gehört danach nicht in den Bereich der Vernunft im strengen Sinn. Deshalb müssen Ethos und Religion dem Raum des Subjektiven zugewiesen werden und fallen aus dem Bereich der Vernunft im strengen Sinn des Wortes heraus. Wo die alleinige Herrschaft der positivistischen Vernunft gilt – und das ist in unserem öffentlichen Bewußtsein weithin der Fall –, da sind die klassischen Erkenntnisquellen für Ethos und Recht außer Kraft gesetzt. Dies ist eine dramatische Situation, die alle angeht und über die eine öffentliche Diskussion notwendig ist, zu der dringend einzuladen eine wesentliche Absicht dieser Rede ist.

Das positivistische Konzept von Natur und Vernunft, die positivistische Weltsicht als Ganzes ist ein großartiger Teil menschlichen Erkennens und menschlichen Könnens, auf die wir keinesfalls verzichten dürfen. Aber es ist nicht selbst als Ganzes eine dem Menschsein in seiner Weite entsprechende und genügende Kultur. Wo die positivistische Vernunft sich allein als die genügende Kultur ansieht und alle anderen kulturellen Realitäten in den Status der Subkultur verbannt, da verkleinert sie den Menschen, ja sie bedroht seine Menschlichkeit. Ich sage das gerade im Hinblick auf Europa, in dem weite Kreise versuchen, nur den Positivismus als gemeinsame Kultur und als gemeinsame Grundlage für die Rechtsbildung anzuerkennen, alle übrigen Einsichten und Werte unserer Kultur in den Status einer Subkultur verwiesen und damit Europa gegenüber den anderen Kulturen der Welt in einen Status der Kulturlosigkeit gerückt und zugleich extremistische und radikale Strömungen herausgefordert werden. Die sich exklusiv gebende positivistische Vernunft, die über das Funktionieren hinaus nichts wahrnehmen kann, gleicht den Betonbauten ohne Fenster, in denen wir uns Klima und Licht selber geben, beides nicht mehr aus der weiten Welt Gottes beziehen wollen. Und dabei können wir uns doch nicht verbergen, daß wir in dieser selbstgemachten Welt im stillen doch aus den Vorräten Gottes schöpfen, die wir zu unseren Produkten umgestalten. Die

»Es gibt auch eine Ökologie des Menschen.

Auch der Mensch hat eine Natur, die er achten muß

und die er nicht beliebig manipulieren kann.«

Fenster müssen wieder aufgerissen werden, wir müssen wieder die Weite der Welt, den Himmel und die Erde sehen und all dies recht zu gebrauchen lernen.

Aber wie geht das? Wie finden wir in die Weite, ins Ganze? Wie kann die Vernunft wieder ihre Größe finden, ohne ins Irrationale abzugleiten? Wie kann die Natur wieder in ihrer wahren Tiefe, in ihrem Anspruch und mit ihrer Weisung erscheinen? Ich erinnere an einen Vorgang in der jüngeren politischen Geschichte, in der Hoffnung, nicht allzusehr mißverstanden zu werden und nicht zu viele einseitige Polemiken hervorzurufen. Ich würde sagen, daß das Auftreten der ökologischen Bewegung in der deutschen Politik seit den 70er Jahren zwar wohl nicht Fenster aufgerissen hat, aber ein Schrei nach frischer Luft gewesen ist und bleibt, den man nicht überhören darf und nicht beiseite schieben kann, weil man zu viel Irrationales darin findet. Jungen Menschen war bewußt geworden, daß irgend etwas in unserem Umgang mit der Natur nicht stimmt. Daß Materie nicht nur Material für unser Machen ist, sondern daß die Erde selbst ihre Würde in sich trägt und wir ihrer Weisung folgen müssen. Es ist wohl klar, daß ich hier nicht Propaganda für eine bestimmte politische Partei mache – nichts liegt mir ferner als dies. Wenn in unserem Umgang mit der Wirklichkeit etwas nicht stimmt, dann müssen wir alle ernstlich über das Ganze nachdenken und sind alle auf die Frage nach den Grundlagen unserer Kultur überhaupt verwiesen. Erlauben Sie mir, bitte, daß ich noch einen Augenblick bei diesem Punkt bleibe. Die Bedeutung der Ökologie ist inzwischen unbestritten. Wir müssen auf die Sprache der Natur hören und entsprechend antworten. Ich möchte aber nachdrücklich einen Punkt noch ansprechen, der nach wie vor weitgehend ausgeklammert wird: Es gibt auch eine Ökologie des Menschen. Auch der Mensch hat eine Natur, die er achten muß und die er nicht beliebig manipulieren kann. Der Mensch ist nicht nur sich selbst machende Freiheit. Der Mensch macht sich nicht selbst. Er ist Geist und Wille, aber er ist auch Natur, und sein Wille ist dann recht, wenn er auf die Natur hört, sie achtet und sich annimmt als der, der er ist und der sich nicht selbst gemacht hat. Gerade so und nur so vollzieht sich wahre menschliche Freiheit.

Kehren wir zurück zu den Grundbegriffen Natur und Vernunft, von denen wir ausgegangen waren. Der große Theoretiker des Rechtspositivismus, Kelsen, hat im Alter von 84 Jahren – 1965 – den Dualismus von Sein und Sollen aufgegeben. Er hatte gesagt, daß Normen nur aus dem Willen kommen können. Die Natur könnte folglich Normen nur enthalten, wenn ein Wille diese Normen in sie hineingelegt hat.

Dies wiederum würde einen Schöpfergott voraussetzen, dessen Wille in die Natur miteingegangen ist. »Über die Wahrheit dieses Glaubens zu diskutieren, ist völlig aussichtslos«, bemerkt er dazu. Wirklich? – möchte ich fragen. Ist es wirklich sinnlos zu bedenken, ob die objektive Vernunft, die sich in der Natur zeigt, nicht eine schöpferische Vernunft, einen Creator Spiritus voraussetzt? An dieser Stelle müßte uns das kulturelle Erbe Europas zu Hilfe kommen. Von der Überzeugung eines Schöpfergottes her ist die Idee der Menschenrechte, die Idee der Gleichheit aller Menschen vor dem Recht, die Erkenntnis der Unantastbarkeit der Menschenwürde in jedem einzelnen Menschen und das Wissen um die Verantwortung der Menschen für ihr Handeln entwickelt worden. Diese Erkenntnisse der Vernunft bilden unser kulturelles Gedächtnis. Es zu ignorieren oder als bloße Vergangenheit zu betrachten, wäre eine Amputation unserer Kultur insgesamt und würde sie ihrer Ganzheit berauben. Die Kultur Europas ist aus der Begegnung von Jerusalem, Athen und Rom – aus der Begegnung zwischen dem Gottesglauben Israels, der philosophischen Vernunft der Griechen und dem Rechtsdenken Roms entstanden. Diese dreifache Begegnung bildet die innere Identität Europas. Sie hat im Bewußtsein der Verantwortung des Menschen vor Gott und in der Anerkennung der unantastbaren Würde des Menschen, eines jeden Menschen Maßstäbe des Rechts gesetzt, die zu verteidigen uns in unserer historischen Stunde aufgegeben ist.

Dem jungen König Salomon ist in der Stunde seiner Amtsübernahme eine Bitte freigestellt worden. Wie wäre es, wenn uns, den Gesetzgebern von heute, eine Bitte freigestellt wäre? Was würden wir erbitten? Ich denke, auch heute könnten wir letztlich nichts anderes wünschen als ein hörendes Herz – die Fähigkeit, Gut und Böse zu unterscheiden und so wahres Recht zu setzen, der Gerechtigkeit zu dienen und dem Frieden. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



© Deutscher Bundestag · Lichtblick · Achim Melde

Ehrengast beim Papst

Bericht einer Dienstreise

In den Ferien erreichte mich die Nachricht, dass sich der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz sich die Ehre gab, mich persönlich als Vorstand des Bundesverbandes der GemeindereferentInnen zum Vortrag des Papstes in Freiburg. Die Einladung sei nicht übertragbar und bei der Anmeldung waren verschiedenste persönlich Angaben zwecks Überprüfung durch das BKA zu machen. Schön dachte ich, dass der Bundesverband wahrgenommen wird und meldete mich an, etwas irritiert, dass niemand anderes vom Vorstand eine ähnliche Einladung erhalten hatte. Glücklicherweise schlug diese Einladung die allgemeine Dienstverpflichtung für Pastorale Dienste beim Papstbesuch und so konnte ich diese auch tatsächlich annehmen. Und so kam es, dass ich mich Sonntags morgens um 5.30 Uhr auf den Weg machte, mit dem Papst Gottesdienst zu feiern.



Beeindruckend war die fast perfekte Organisation, jeder Ordner schien genau Bescheid zu wissen, alles war gut übersichtlich gestaltet, man wurde freundlich mit warmem, süßen Tee begrüßt und zu meinem eigenen Erstaunen fand ich mich in Reihe 10 direkt am Mittelgang wieder, mein Platz. Schön war dort im VIP-Bereich den ein oder anderen Bekannten zu treffen, das ein oder andere Gespräch zu führen, so dass die Wartezeit bis zum Gottesdienst nicht so lang wurde. Und dann kam der Papst. Das Volk jubelte, Ordner waren kurzfristig nicht mehr in der Lage, die Ordnung aufrecht zu erhalten und der Papst wurde durch die Menge geschleust. Und dann begann der Gottesdienst, tatsächlich auch mit Ministrantinnen und einer Lektorin. Richtig mitfeiern konnte ich den Gottesdienst allerdings nicht, denn alle fünf Minuten wurde eine Gruppe Fotografen nach vorne an die Absperrung geleitet, machten klick, klick, klick ihre Fotos und zogen sich zurück, um der nächsten Welle Platz zu machen. Alles sehr diskret und trotzdem störend.

Zum Evangelium von den beiden unterschiedlichen Söhnen, konnte sich jeder, jen-

seits der Worte des Papstes, seine eigenen Gedanken machen. Nach dem Gottesdienst gab es dann, wieder gut organisiert, eine Kartoffelsuppe im Messezentrum und anschließendem Sicherheitscheck. Bustransfer zum Konzertsaal und dort gab es dann Kaffee und wieder viel Zeit für Gespräche mit anderen VIPs. Was soll ich sagen, mit mir habe ich insgesamt sechs GemeindereferentInnen identifiziert, die als geladene Gäste im Konzertsaal waren. Anderthalb Stunden bevor der Papst das Wort an uns richtete durften wir im Konzertsaal Platz nehmen, und dann gab sich der Papst die Ehre, gut eine halbe Stunde zu uns zu sprechen, betete noch ein Vater unser, segnete uns und war auch schon wieder weg.

Was ich erwartet hatte, kann ich eigentlich nicht wirklich sagen, aber irgendwie hatte ich mir das doch etwas persönlicher vorgestellt. Irgendwie war ich enttäuscht und wie betäubt. *Was der Papst gesagt hat? Das kann man überall nachlesen. Es war so wie immer so gesagt, dass man dem meisten zustimmen kann, wenn man es mit eigenen Gedanken füllt.* Zum Beispiel, dass wir (jawohl, er und du und ich) uns ändern müssen. Dass es zu viel Struktur

und zu wenig Glauben gibt. Wem fiel dabei nicht die ganze Umstrukturierung der Gemeinden ein (ein Schelm, wer hier an das strukturelle Zölibat denkt). Wenn der Papst allerdings von Entweltlichung der Kirche spricht, entsteht fast der Eindruck, dass Glauben und Handeln nicht nur zwei unterschiedliche Dinge, sondern dass sie fast schon diametral sind, was ja nicht sein kann. Interessant auch, was er nicht gesagt hat: Er hat nicht gesagt, dass Erzbischof Zolitsch Unrecht hat, wenn er einen barmherzigeren Umgang mit wieder-verheirateten Geschiedenen anmahnt.

Zum Schluss noch die Erinnerung an die von Papst geforderte Vatikantreue. Dazu fällt mir ein Satz vom inzwischen verstorbenen Pfr. Klaus Faber ein, der er damals in Bezug auf Erzbischof Meissner sagte: »Wenn er will, dass wir gehorchen, dann muss er auch dafür sorgen, dass wir gehorsam sein können.« Diese Gedanken gingen mir so durch den Kopf während ich meinen Heimweg mit Bus und Bahn antrat. Gegen 21.00 Uhr war ich dann ziemlich erschöpft wieder zuhause.

● MARKUS KAUPP-HERDICK

Von Gästen und Gastgebern

Am Vorabend und aus Anlass des Papstbesuchs in Berlin lud die CDU ins Konrad-Adenauer-Haus zum Empfang. Nettes Detail am Rande: meine Einladung hatte auf dem Adressaufkleber den Vermerk »Geistliche«. Vielleicht lag es an dieser ungewohnten doch schmeichelhaften Einsortierung, dass ich spontan beschloss, mich mit meinem Mann (»Begleitperson«) zum Empfang anzumelden. Ich hatte keine Ahnung, was mich da erwarten würde, schließlich gehöre ich nicht zum kirchlichen Jetset. Und wer wenig Erwartungen hat, kann auch nicht enttäuscht werden – das erwies sich als hilfreich.

Nachdem man gefühlte zwei Stunden an Stehtischen bei Saft und Brezeln Smalltalk betrieben hatte, ging endlich eine erwartungsfrohe Unruhe durch die illustre Gesellschaft aus Politprominenz, Würdenträgern verschiedener Kirchen, leitenden Mitarbeitern kirchlicher und anderer Einrichtungen, Priestern und Pastoralen Mitarbeitern sowie die jeweiligen Begleitungen – Freunde, Ehepartner, Kinder, Kollegen: gleich würde sich die Seitentüre auftun und die Hausherrin ihre Gäste begrüßen. Das tat sie in der gewohnt freundlich-nüchternen Art, erklärte ihre Sicht auf das »C« in ihrer Partei (»Leitstern«), lobte die Kirchen allgemein als »staatstragend« und würdigte sie als Partner in der Bemühung, sich am christlichen Menschenbild zu orientieren. Sie versuchte eine Verbindungen zwischen »Volkspartei« und »Volkskirche« herzustellen, die sie als bunt und vielschichtig und keinesfalls monolithisch beschrieb. In dem Moment, als sie sich vehement gegen Versuche, die gesellschaftliche Position und verbrieften Vorrechte der Kirchen anzutasten verwahrte, ertete sie spontanen Applaus und ich

hatte das ebenso spontane Gefühl, auf eine Wahlkampfveranstaltung geraten zu sein.

Glücklicherweise verlor sich dieses Gefühl sofort wieder, als der Vorsitzende der Bischofskonferenz zu seiner Erwiderungsrede ansetzte. Er schlug einen Bogen vom Besuch Johannes Pauls II, dessen Verdiensten um die Freiheit in Europa über die kirchlichen Stützen in der Halle Europas, auf denen so wichtige Denkgebäude wie die Menschenrechte fußen bis zum bevorstehenden Papstbesuch. Das Motto »Wo Gott ist da ist Zukunft« stellte er in Zusammenhang mit dem Willen der Politik, Zukunft zu sichern und den Grenzen, an die sie dabei stößt. Hier solle sie offen bleiben für die Frage nach Gott. Er kam auf die internationale Rolle der Kirche zu sprechen, die auf ihre Weise Entwicklungsarbeit betreibt und auf die Rolle der Bundesregierung als Fürsprecherin für christliche Minderheiten in Ländern, in denen diese unterdrückt werden. Er bedankte sich für die staatliche Unterstützung kirchlicher Einrichtungen, die ja die Aufgaben der Gesellschaft übernehmen. Der Arbeit kirchlicher Akteure in der Gesellschaft – hier nannte er explizit das ZdK – stellte er die Wahrnehmung gegenüber, dass gelegentlich auch Vertreter des politischen Lebens in Gottesdiensten auftauchen, sei es als gläubiges Kirchenmitglied oder als Ausdruck der Wertschätzung christlichen Lebens. Er räumte freimütig ein, dass auch Kirche Fehler begeht und sie durchaus der Grund für Auseinandersetzungen sein kann. Damit bezog er sich vor allem auf die angekündigten Gegendemonstrationen und mahnte maßvolle Kritik an, schließlich sei der Gast, der erwartet werde jemand, für den auf der ganzen Welt Zuneigung empfunden werde.



Bei seiner abschließenden Würdigung der ökumenischen Zusammenarbeit beschränkte er sich leider auf die ausdrückliche Nennung der protestantischen Kirchen – in Anwesenheit mehrerer orientalischer Kirchenvertreter ein faux pas, der umso mehr ins Gewicht fiel, als er am Schluss der Rede stand.

Zusammenfassend war der offizielle Teil des Empfangs nicht besonders aufregend, es war ein Austausch von Höflichkeiten ohne besondere Brisanz oder außergewöhnliche rhetorische Brillanz. Richtig nett wurde es im Anschluss, als alle in den Wintergarten zu einem Schälchen Suppe und ausreichend Getränken gebeten wurden, und sich die Gesprächspartner Themen widmen konnten, die einen wirklich bewegten. Leider war von der Prominenz dort niemand mehr zu sehen. Belohnt fühlte ich mich denn auch zuguterletzt von dem traumhaften Ausblick aus der oberen Etage des K.-A.-Hauses und dem phantastischen Farbspiel, das die untergehende Sonne an den Himmel über Berlin malte.

● KATRIN SCHMIDT

Schein-heilig gegen den Zeitgeist

Hurra-Katholiken schüren die Angst vor einer Kampagne gegen den Papst. Sie verbreiten die Verschwörungstheorien von Journalisten wie Matthias Matussek, Alexander Kissler und Co.

Von Norbert Sommer

Als der *Spiegel*-Journalist Matthias Matussek vom Magazin *Focus* gefragt wurde, was er Papst Benedikt XVI. sagen würde bei einer möglichen Audienz im September, gab Matussek zur Antwort: »Machen Sie weiter so. Sie imponieren in Ihrer Konsequenz und Geradlinigkeit.« Später gab er sich kriegerisch: »Der Nachfolger Petri hat es in Deutschland mit einer geänderten Gefechtslage zu tun.« Nirgendwo werde die Kritik des Papstes so beißend betrieben wie hierzulande, »unter den deutschen Reformkatholiken«. Der Kölner Kardinal Joachim Meisner hatte dem Papst deshalb noch im letzten Jahr den Rat gegeben, wegen der Stimmungslage im Lande keinen weiteren Besuch zu machen. Doch Matussek meint, es werde gerade deshalb Zeit, dass der Papst nach Deutschland komme. Es gelte, auf diese Weise die Reformkatholiken außer Gefecht zu setzen.

Journalisten wie er und Alexander Kissler inszenieren deshalb seit Monaten publikumswirksam Untergangsdramen und Rettungsschauspiele mit simpler Rollenverteilung in Böse und Gute, in Schuldige und Opfer, in falsche und wahre Katholiken. Sie wollen dem Papst beistehen und in der deutschen Kirche wieder für traditionelle Verhältnisse sorgen. Dabei fühlen sie sich unterstützt vom Papst-Interviewer Peter Seewald, der Benedikt XVI. mit den Worten zitiert: »Dass es im katholischen Deutschland eine beträchtliche Schicht gibt, die sozusagen darauf wartet, auf den Papst einschlagen zu können, ist eine Tatsache und gehört zu der Gestalt des Katholizismus in unserer Zeit.«

Auch der Philosoph Robert Spaemann und der Schriftsteller Martin Mosebach liegen ganz auf der Kissler/Matussek-Linie. Beide äußern sich aber hauptsächlich zur Liturgie, zu der ihrer Meinung nach »verhängnisvollen Revolution«, die die »auf die Anbetung Gottes ausgerichtete Feier der letzten zwei Jahrtausende auf den Menschen zentriert« habe. Mosebach ist überzeugt, »dass man eines Tages ... die chinesische Kulturevolution und die römische Liturgiereform in einem engen Zusammenhang begreifen wird«.

Zur Taktik der »Recht(s)gläubigen«, die diesen Denkern folgen, gehört, vermeintliche Abweichungen von Tradition und Lehre sofort nach Rom zu melden. So beklagt der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode, dass sich Gläubige direkt im Vatikan beschweren, wenn ihnen etwas an der Entwicklung in ihrer kirchlichen Umgebung nicht gefalle. Auch der Jesuit und langjährige Leiter des Canisius-Kollegs in Berlin, Klaus Mertes – ein besonderes »Feindobjekt« der rechtskatholischen Journalisten-Riege, seit sich Mertes für die Missbrauchsoffer der Kirche öffentlich stark macht – kritisiert konservative Strömungen, die jede Kritik als Illoyalität betrachten: »Bitter ist vor allem, dass Rom solche Denunziationen annimmt.«

Solcherart kirchliche Kritik an Kissler, Matussek und Co. ist rar. Stattdessen können sie sich ihrer Mentoren im katholischen Ap-

parat sicher sein. Als ein solcher Mentor outete sich der Dominikaner und Inhaber des Lehrstuhls für Christliche Sozialwissenschaften an der Theologischen Fakultät Trier, Wolfgang Ockenfels. In einem Interview zum Theologen-Memorandum diffamiert er jene knapp 300 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die im Frühjahr 2011 öffentlich Reformforderungen an die Mächtigen im Kirchenapparat richteten. Ockenfels hat nur Hohn und Spott für sie übrig: »Hier dokumentiert sich der groteske Aufstand theologischer Zwerge, die sich als Koryphäen aufspielen. Die frühere internationale Reputation deutscher Theologie ist dahin. Einige der besten römisch-katholischen Theologen findet man heute unter den nichttheologischen Laien, also Leuten wie Spaemann, Matussek, Lütz und Kissler.« Letzterer polemisierte dann sogleich in einem »Offenen Brief an deutsche Theologen«, ihr Memorandum sei »ein Witz, der nicht zündet«. Matussek beklagte gleichzeitig eine »totale theologische Abrüstung« und sprach von »diesem merkwürdigen Studienfach Theologie, das für die meisten Jünger ein sicheres Ticket zu Glaubensverlust und schlechter Laune zu bedeuten« scheine.

»Eine Achterbahnfahrt der Gefühle«. Richtig in Fahrt gekommen und in die Schlagzeilen geraten ist das Feuilleton-Duett Kissler/Matussek eigentlich erst durch Matusseks Buchveröffentlichung »Das katholische Abenteuer«. Darin propagiert der Autor seine Kindheitskirche als Ideal auch für heute und als Gegenpol zur Kirche seit dem Konzil. Maiandacht, Tischgebet, Beichte, Papst, Gehorsam, Weihrauch, Geheimnis, Krippenfeier, lateinische Liturgie: Er kommt aus dem Schwärmen über die Erinnerungen aus den 1950er-Jahren nicht heraus. Schließlich ist für ihn die katholische Kirche »eine prächtige, eine spannende, eine abenteuerliche Angelegenheit; eine Achterbahnfahrt der Gefühle«. Über sich selbst sagt er heute: »Ich bin so leidenschaftlich katholisch, wie ich vor vierzig Jahren Marxist war. Warum? Weil mein Verein angegriffen wird.« Und: »Ich denke katholisch, ich fühle und lache und wüte katholisch. Ich sündige, ich beichte, ich schaue katholisch auf die Welt.« Das Wort vom »Hurra-Katholizismus« ist treffend für diese Haltung. Der tumbe, westfälische Kurienkardinal Paul Cordes gab ihm dazu den Segen, als er bei der Präsentation in Rom erklärte: »Das Buch ist katholisch.«

Matussek behauptet, der Katholizismus ziele auf die Gegenwelt: »Sein Anachronismus ist die höchste Form der Subversion ... verstörend für die Latte-Macchiato-Bohème oder die deutschen Reformkatholiken, die es skandalös finden, dass statt ihrer der Papst das letzte Wort haben soll in Glaubensfragen.« Zu dieser katholischen Gegenwelt – die den Heiligen Geist gegen den Zeitgeist wendet – zählen Kissler und Matussek den Zölibat (»Jeder katholische Priester ist ein wandelnder Einspruch gegen die Allmacht der Diesseitigkeit«), die Tradition, »die grandiose Zuspitzung auf den obersten Kirchenfürsten«, »erkennbare« Priester. Gemeinsam wenden sie sich gegen »Priestermacht in Laien-

»Es überrascht, wie sehr sich die Wucht der Formulierung von der Tiefe des Gedankens unterscheidet.«

Gerd Häfner

hand«, Handkommunion und Messdienerinnen, gegen Frauen am Altar und auf der Kanzel, gegen die Räte und den Dialogprozess sowie gegen eine angebliche »Protestantisierung der Kirche«, die sie mit Häme betrachten. Kissler und Matussek sind aber auch gegen versöhnliche Gesten gegenüber wiederverheirateten Geschiedenen, Homosexuellen und überhaupt gegen alle Forderungen nach einer neuen Sexualmoral. Sie sind gegen die Kirchensteuer, weil damit nur Gremien und antirömische Resolutionen bezahlt würden, gegen den »Vormarsch« der Atheisten und gegen den Islam in Deutschland.

Heiner Geißler und Hans Küng werden als »zwei alte, narzisstisch gekränkte Männer« abqualifiziert. Margot Käßmann, die Jesuiten, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und natürlich auch die Bewegung »Wir sind Kirche« werden verteufelt. Kissler hat sich zudem auf den Rottenburger Bischof Gebhard Fürst eingeschossen. Weil der im Zusammenhang mit der Alten Messe von Fundamentalisten gesprochen und eine neue Diskussion um das Frauenpriestertum nicht ausgeschlossen hatte, wird Bischof Fürst sogleich aus der Kirche hinausgedrängt: »Gebhard, Gebhard, magst Du Dich nicht befreien von der Kirche, die Dir solche Pein verursacht?«

Spalten sich die Christen? Wie Kissler und Matussek sich gegenseitig die Bälle zuspielen, zeigte sich zu Pfingsten, als Kissler im Focus unter der Überschrift »Spalten sich die Christen?« ein angeblich im Vatikan kursierendes und dem Focus vorliegendes Dossier über ein drohendes Schisma in Deutschland präsentierte. Demnach vermuteten »vaticanische Kreise« hinter den jüngsten deutschen Attacken auf Papst und Vatikan (Appell prominenter CDU-Politiker für eine Lockerung des Zölibats, Theologen-Memorandum und Äußerungen einzelner Bischöfe) eine gezielte »Regie« und eine »professionell aufeinander abgestimmte Kampagne« im Vorfeld des Papstbesuchs. In Rom klage man über eine »konspirative Hierarchie«, die den Papst in die Ecke drängen wolle und deutsche »nationalkirchliche Lösungen« anstrebe. Als Verantwortliche für den antirömischen Kurs wurden unter anderem »enttarnt«: das Cusanuswerk (die bischöfliche Studienförderung), das katholische Foyer für Gespräche zwischen Kirche, Gesellschaft und Politik sowie Teile der Bischofskonferenz, die Konrad-Adenauer-Stiftung und der Jesuitenorden. All dies hatten die beiden katholischen Vorzeige-Journalisten schon lange vorher behauptet und verbreitet. Das angebliche »römische Dossier« galt ihnen als Bestätigung ihres Verdachts.

Als Rückschlag hätten sie es eigentlich empfinden müssen, dass Kurienkardinal Walter Kasper die Verschwörungstheorie sofort entschieden zurückwies und von einem »Hypothesengebäude« sprach, »das Einzelinformationen kombiniert und andere unangemessen aufbauscht. Da scheint mir Misstrauen gesät und eine Spaltung geradezu provoziert zu werden«. Aber selbst als

Rom offiziell die Existenz eines solchen Dossiers dementierte, brachte das die beiden Journalisten nicht zum Schweigen. Matussek wies weiter begeistert auf die Kissler-Enthüllungen hin: »Knapp drei Monate vor dem Deutschlandbesuch des Papstes ist eine Lageeinschätzung des Vatikans über dieses deutsche Tohuwabohu aufgetaucht. Eine brandheiße und niederschmetternd zutreffende ... Die Lager sind nun kenntlich, die Schlachtreihen stehen, im Papier sind sie klar benannt. Es ist der Kampf der deutschen Reformer gegen die Traditionalisten. Das Papier belegt eine konkrete Sorge über eine Spaltung.«

Obwohl das nicht der Fall war, steigerten sich die beiden weiter in ein solches Spaltungsszenario hinein. Matussek machte dem Vatikan den absurden Vorschlag, einfach das Personal auszutauschen: »Jene Teile der deutschen Katholiken, denen der Glaube zu schwer geworden ist, könnten doch ... verabschiedet werden, hinaus auf den bunten evangelischen Kirchentags-Markt der Möglichkeiten« ... Dafür könnten wir Traditionskatholiken doch den lutherischen Traditionalisten, die sich dort drüben nach mehr Ernst sehnen und denen das Abendmahl und die Liturgie wichtig ist, Asyl gewähren ... Fazit: Die Kirchenspaltung wäre vermieden, wir Katholiken könnten wieder, gemeinsam mit unserem Papst, lachen und uns auf den Besuch des Heiligen Vaters freuen.« Kissler zog nach: »Wäre es nicht an der Zeit, die klassische Frage von Jörg Zink »Die eine Kirche, wann endlich?« zu beantworten und die Selbständige Vereinigte Käßmann-Küng-Kirche, kurz KKK, subito zu gründen?« Dann fände sich, so Kissler, unter dem Banner zweier populärer Gesichter »auf breitem, also kleinsten theologischen Nenner zusammen, was heute schon zusammengehört: schroffe Papstkritik, moralisches Laissez-faire, linkspolitisches Besserwissertum ... und ein treuherzig vorgetragener Vulgärpazifismus«.

Denken und Schreiben: Zwei Welten. Aber ist die ganze Auseinandersetzung mit ein paar Polemikern nicht der Ehre zu viel? Sollte man ihnen besser gar keine Aufmerksamkeit schenken? Wer so argumentiert, übersieht, dass eine nicht geringe Zahl von Personen, Gruppen und Publikationen diese Beiträge aufgreift. Bleiben sie unwidersprochen, nimmt man in Kauf, dass sich die Attacken ausweiten. Es ist stattdessen nötig, deren Ziel – vor allem aber auch deren Stil – zu analysieren. Auf elegante Weise tut dies der Bibelwissenschaftler und Münchner Universitätsprofessor Gerd Häfner. Über die Mächtigen des katholischen Feuilleton-Journalismus und ihre Arbeit urteilt er so: »Es überrascht, wie sehr sich die Wucht der Formulierung von der Tiefe des Gedankens unterscheidet.«

● NORBERT SOMMER

Norbert Sommer ist vielfacher Buchautor, schreibt immer wieder auch für Publik-Forum und war zuletzt Leiter der Redaktion Kirche – Religion – Gesellschaft beim Saarländischen Rundfunk. | Quelle: Publik-Forum · kritisch · christlich · unabhängig · Oberursel, Ausgabe 17/2011, www.publik-forum.de

Dienstleister, Netzwerker und Brückenbauer

Aspekte zur Fortentwicklung von Ämtern und Diensten in der Kirche

Gelassenheit und Gottvertrauen statt Verbissenheit und Misstrauen

Die gegenwärtige und zukünftige Entwicklung in der Pastoral – u. a. durch die in kurzer Zeit entstandenen größeren pastoralen Räume – hat massive Auswirkungen auf die Gestalt der Dienste und Ämter. Die Profilsuche und das Ringen aller haupt- und ehrenamtlich Beteiligten um ihre Position ist Ausdruck dieser Dynamik. Oft ist sie verbunden mit der Angst vor dem eigenen Identitätsverlust und dadurch mit miss-trauischen Abgrenzungsversuchen gegenüber anderen Berufsgruppen und Mitarbeitenden.

Gerade in der gegenwärtigen Situation unserer Kirche ist es jedoch von entscheidender Bedeutung, den Blick auf das gesamte Gefüge zu richten, eine Standortbestimmung vorzunehmen, sich miteinander an den Verkündigungsauftrag zu erinnern und auf dieser Basis mit einer stimmigen Mischung von Engagement und Gelassenheit Optionen für die Zukunft der Pastoral zu entwickeln.

Eine hohe Bedeutung hat bei der Suche nach stimmigen Konzepten die theologische Reflektion über Dienste und Ämter im Hinblick auf ihre Tauglichkeit in Bezug auf die Erfüllung des christlichen Auftrags in der Welt. Es geht dabei um professionelles und strategisch kluges Agieren im Bewusstsein, dass es keine gottlose Zeit und keinen gottlosen Ort gibt.

Kirche in der Gesellschaft – Einladung für Gottsucher

Ausgang nehmen müssen Betrachtungen zu zukünftigen Akteuren bei der Betrachtung der Gesellschaft,

in der die Kirche ihren Auftrag von der Verkündung des Heils erfüllen soll. Analysen wie z.B. die Sinus-Millieu-Studie¹ bieten Anregung für die Auseinandersetzung mit diesem Thema.

U.a. zeigen solche Analysen, dass es jenseits des binnenkirchlichen Milieus Menschen mit einem ausgeprägtem religiösen Empfinden gibt. Sie bekennen sich zu ihrem Glauben und suchen ihn insbesondere an ihren persönlichen Lebenswenden. Für viele Menschen in der westlichen Gesellschaft ist diese punktuelle ›Berührung‹ mit Gott etwa zur Hochzeit, zur Geburt eines Kindes oder auch im Sterben und Tod, die von ihnen als adäquat empfundene Form der Gottesbeziehung. Sie erhoffen sich ein wirkmächtiges Zeichen der Stärkung, in der sie über sich hinaus Gottes Mitgehen spüren können. Daneben ist es ihnen möglich, ihr Leben ohne die konkrete Erfahrung einer spirituellen Gemeinschaft zu gestalten.²

Des weiteren gibt es Menschen, die eben doch auf der Suche nach einer Glaubensgemeinschaft sind, die ihren Alltag mitprägt. Sie finden sich, gesamtgesellschaftlich, in verschiedenen Religionsgemeinschaften und esoterischen Kreisen, aber auch noch in unseren Gemeinden wieder. Gerade bei jüngeren Christen ist die Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde eine von vielen Gruppen, in denen sie sich aufhalten. Diese Christen werden auf Dauer nur in unserer Kirche bleiben, wenn die Erfahrungen und Erkenntnisse, die sie in ihren konkreten Lebensbezügen machen, als Gotteserfahrungen in der kirchlichen Deutung wiederfinden und sie innerkirchlich die Erfahrung von Angenommenheit und Vollwertigkeit machen.³

Nicht jeder dieser engeren Gemeindeglieder will sich aber auch gleich für die Gemeinde oder für ein bestimmtes christliches Projekt engagieren, zunächst einmal sind sie von Gott eingeladen, ohne Vorbedingung und Dienstauftrag oder Amt als Christ in der Kirche da zu sein. Aus dem Gefühl des Teilhabens an einer Gemeinschaft mit einer als heilsam und tröstend erfahrenen Botschaft heraus entwickelt sich möglicherweise der Wunsch zum tatkräftigen Engagement in dieser Gemeinschaft.

Andere finden ihren Zugang zur christlichen Gemeinschaft gerade über das konkrete ›Tun‹. Mit der aktiven Übernahme einer Aufgabe oder eines Dienstes können sie sich in die Gemeinschaft einbringen und sich ihrer Person gemäß verorten.

Nach Außen: Dienstleister

Für das Christentum insgesamt gilt, dass es sich sowohl einer Außenperspektive als auch einer Innenperspektive erfolgreich stellen muss, um in Zukunft eine gesellschaftliche Kraft zu bleiben. In der Außenperspektive geht es darum, über den ›binnenkirchlichen‹ Kreis hinaus als ›Dienstleister‹ positiv präsent zu sein und spirituelle sowie caritative Angebote zu machen, die in der Bewertung von Außen mit den Angeboten weiterer ›Anbieter‹ konkurrieren kann. Insgesamt wird es von entscheidender Bedeutung sein, als Kirche in der Gesellschaft ein positives Image zu behalten bzw. sich in vielen Teilen wieder neu zu erarbeiten. Dabei ist es unbedingt erforderlich, dass kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den bereits oben erwähnten Dialog mit der Gesellschaft eintreten

und die Erfahrungen kirchenferner bzw. dem eigenen Milieu fremder Menschen mit Gott als Schatz für sie selbst erlebbar zu machen.

Dieses Zugehen auf die Menschen wird vor allem dann stimmig ankommen, wenn es dabei um echte Begegnung und nicht um ein Hineinlocken in die Kerngemeinde oder gar um Rekrutierung potentieller Ehrenamtlicher geht. Freilich hat eine solche Perspektive Konsequenzen auf die Art und Weise der Verkündigung selbst. Gerade wenn Kirche sich an Menschen außerhalb oder am Rand der christlichen Gemeinschaften wendet ist es aber elementar, solche Angebote qualitativ hochwertig und auf die Zielgruppe zugeschnitten zu gestalten. Der Erfolg hängt an dieser Stelle zu einem gewichtigen Teil eben doch von der gesellschaftlichen Akzeptanz ab.

Nach Innen: Glaubensgemeinschaft

Intern bleibt es von eminenter Bedeutung, dass sich Mitglieder, Mitarbeitende und Amtsträger als jeweils vollwertige Mitglieder einer Glaubensgemeinschaft mit einer gemeinsamen Identität erleben. Genau dies scheinen viele Christen ihrer eigenen Kirche derzeit nicht zuzutrauen und so versuchen sie sich ihrer eigenen Identität in allen möglichen Untergruppen zu vergewissern. (GR, PR, Diakone, Priester, Ehrenamtliche, Hauptamtliche, Frauen, Männer, Familien, diverse Verbände, neue geistliche Gemeinschaften usw.) Die Folge sind starke interne Abgrenzungen und so etwas wie ein innerkirchlichen Separatismus. Dieser kann m. E. nur überwunden werden, wenn sich kirchliche Akteure die dahinterstehende Angst vor dem jeweils eigenen Verlust bewusst machen und

z. T. darüber hinweg neu den Blick auf die gemeinsame Grundlage der christlichen Botschaft richten. Dies sollte zu einer Weitung des Blickes für die Leistung und das Wirken anderer für die Erfüllung des allen aufgetragenen gemeinsamen Auftrages als Kirche führen und letztlich zu einem Klima grundsätzlicher gegenseitiger Wertschätzung. Einer Wertschätzung, die nicht nur an Feiertagen und offiziellen Veranstaltungen verbal formuliert wird, sondern die als tatsächliche Haltung zunächst selbst eingeübt und dann auch beim Gegenüber ankommt. Mit der Entstehung eines solchen Klimas würde der Kirche die Kraft entstehen, die notwendigen strukturellen Veränderungen so vorzunehmen, dass die Kirche selbst als heile und heilsame Institution intern und extern erfahrbar bleibt.

Zukünftige kirchliche Sozialgestalt

Für die zukünftige Sozialgestalt der Kirche bedeutet dies, dass sie sich viel mehr als bisher als Netzwerk verschiedener christlicher Gemeinden und Initiativen versteht. Getragen und geleitet wird dieses Netzwerk durch eine Leitung, die die Verbindung der einzelnen Knotenpunkte gewährleistet und diese stützt. Für die Kirche wäre es ein großer Gewinn, wenn ihre Leitung und vielfach auch die Leitungen von Ortskirchen das in ihr selbst entwickelte Subsidiaritätsprinzip anwenden und den einzelnen Gruppen (vielleicht auch dem Geist Gottes selbst) grundsätzlich mehr Vertrauen schenken würde als bisher. Eng gekoppelt an die Organisationsstruktur (aber nicht von ihr gedeckelt) sollte die theologische Forschung sein, damit sie zum Einen die von Christen gemachten Erfahrungen in ihre Reflektion

einbeziehen und zum Anderen die aus ihrer Forschung resultierenden Ergebnisse wiederum als Ressource in die kirchlichen Glieder einbringen kann.

Allen Akteuren gemein ist eine gute Ausbildung und Begleitung (Unterstützung und Fortbildung) in ihrem Dienst, damit Rollenträger auf qualitativ verantwortbarer Basis tätig sind. Dies gilt sowohl für Rollenträger mit verstärkt externer Ausrichtung als auch für solche, die intern Verantwortung übernehmen⁴. »Gut gemeint« mag dabei intern manchmal noch genügen. An einigen Orten werden Personen, die sich redlich bemühen und eine menschenfreundliche Haltung leben von den kirchennahen Christen gestützt werden. Bei den Diensten und Ämtern mit dienstleistendem Charakter an kirchenferne oder nichtkirchliche Menschen reicht es absolut nicht mehr. Dort muss der Dienst auf jeden Fall auch »Gut gemacht« werden. Gerade an diesen Schnittstellen gibt die Kirche ihre Visitenkarte in der Gesellschaft ab und diese Gesellschaft ist nicht mehr gutwillig, sondern bereit, Leistung und Kompetenz anzuerkennen. Andernfalls werden sich die Menschen anderen »Anbietern« zuwenden.

Charismen ernst nehmen

Sowohl für extern wie für intern ausgerichtete Aufgaben gilt es, sie nicht automatisch und vor allem exklusiv einer bestimmten Berufs- oder Akteursgruppe zuzuordnen. Eine grundsätzliche Konsequenz für Dienste und Ämter aus den oben insgesamt erwähnten Aspekten wäre die Anerkennung und Förderung der Charismen, die bei einzelnen Personen verschiedener

pro motion pic · Fotolia



Dienste und Ämter ernst nehmen

Die obige Überlegung soll nicht die Hierarchie auflösen, vielmehr gilt es die bestehende Ordnung so zu reformieren, dass sie obige Aspekte unterstützt und nicht wie momentan vielfach blockiert. Eine große Hilfe würde es da schon sein, wenn die gegenwärtige kirchliche Ordnung ernst genommen und die jeweiligen Bewerberinnen und Bewerber für diverse Dienste und Ämter nach Befähigung für die der Rolle zugeschriebenen Aufgaben ausgesucht und in Folge ihrer Ausbildung für die Erfüllung dieser Aufgaben auch qualifiziert werden. Bezüglich unseres Leitungsamtes bedeutet das konkret:

Ist die Leitungsfunktion an ein kirchliches Amt bzw. an das Priesteramt gekoppelt, dann muss Kirche in dieser Konsequenz zum Einen bei der Auswahl von zukünftigen Priestern darauf achten, dass sie die für den Leitungsdienst notwendigen persönlichen Voraussetzungen mitbringen

und zum Anderen, dass sie die für ihren Leitungsdienst notwendige Ausbildung erhalten. Fällt auch nur eine dieser beiden Voraussetzungen weg, besteht bei aller Frömmigkeit die Gefahr, dass die Leitung von Kirchenmitgliedern als menschlich und/oder fachlich unqualifiziert erlebt und von der Mehrheit der Christen abgelehnt wird. In der Folge suchen sich Christen andere Orte für ihr Engagement (haupt- und ehrenamtlich) bzw. verliert die Kirche an Reputation in der Gesellschaft. Eine weitere Frage in diesem Zusammenhang muss ebenso aufgeworfen und seitens der Kirchenleitung bald befriedigend gelöst werden:

Wenn ich ein kirchliches Amt an bestimmte biologische Voraussetzungen (Männer) und Lebensformen (unverheiratet) binde, wie mache ich die Charismen z.B. der Leitung (auch liturgisch) bei denjenigen Personen für die Kirche nutzbar, die diese Voraussetzung nicht erfüllen (können!).

Bereits heute verliert die Kirche aufgrund dieser tabuisierten Fragen viele hochqualifizierte Personen, die in anderen Organisationen und Wirtschaftsunternehmen bessere Rahmenbedingungen finden,

(hauptamtlicher und ehrenamtlicher) Mitarbeitergruppen gleichermaßen vorhanden sein können. Es schadet weder der Kirche noch den Menschen, wenn die gleiche pastorale Aufgabe an unterschiedlichen Orten durch unterschiedliche Rollenträger ausgeführt wird. Im Gegenteil erhält die Kirche für die Erfüllung ihrer Aufgaben nur durch eine Weitung des Blickes auf verschiedene mögliche Funktionsträgerinnen und -träger die Möglichkeit, die in ihr vorhandenen Kompetenzen endlich effektiv nutzbar zu machen.



ihre Kompetenzen einzusetzen. Eine parallele Entwicklung ist die, dass sich z.B. im sakramentalen Bereich unter Umgehung kirchlicher Leitung neue Feiern und Riten entwickeln, die nicht an das Amt geknüpft und doch von weiten Teilen des Kirchenvolks angenommen werden. Das Amt wird umgangen und je weniger allgemein anerkannte Amtsträger es gibt, desto rasanter wird diese Entwicklung an Fahrt aufnehmen.⁵

Für die Zukunft wird es neben dem Ernstnehmen von Charismen und Hierarchie lebenswichtig sein, über die derzeitigen Rollen- und damit verbundenen Aufgabenzuschreibungen hinweg wichtige Funktionen zu beschreiben und daran ausgerichtet zu besetzen. Einige davon seien in der Folge beschrieben:

Ehrenamtliche übernehmen Aufgaben und Verantwortung vor Ort

Es kann davon ausgegangen werden, dass die meisten Aufgaben innerhalb der Kirche in Zukunft von Ehrenamtlichen ausgeführt und verantwortet werden. Dies beginnt beim caritativen Engagement und umfasst auch die Leitung von Katechesen in Gemeinden. Selbst die Leitung kleiner christlicher Gemeinschaften, die sich angesichts von unüberschaubaren Pfarrgebilden entwickeln werden, werden schwerpunktmäßig von Ehrenamtlichen geleitet werden. Für alle haupt- und ehrenamtlichen Leitungsträger gilt, dass

sie ›Netzwerkerkompetenzen‹ benötigen. Gerade im Bereich des Ehrenamtes hat es in den letzten Jahren eine Vielzahl von Forschungen und Veröffentlichungen gegeben, die sich z. T. mit notwendigen Rahmenbedingungen für ›gelingendes‹ Ehrenamt beschäftigen. Selbstverständlich sind diese Betrachtungen auch für kirchlich engagierte Freiwillige vergleichbar. Einige wesentliche Elemente sind hier (wie übrigens bei Hauptamtlichen gleichermaßen) eine Anerkennungskultur; die Übertragung nicht nur von Arbeit sondern auch von Verantwortung und (Mit-)Gestaltungskompetenzen; Qualifikation und zuverlässige Begleitung; konkrete Ansprechpartner in der Organisation; in der sich ehrenamtliche Engagieren; Bewusstwerden des eigenen ›Ertrags‹ für die Arbeit, die geleistet wird (z.B. in Form von erlebter Gemeinschaft). Die Beschäftigung mit diesem Thema ist für die Zukunft elementar und wird m. E. vielfach noch völlig unterbewertet.

Hauptamtliche Rollenträger als ›Spezialisten‹ und Kontinuitätswahrer

Neben den üblichen Feldern der Seelsorge wird es in Zukunft weiterhin einige seelsorgliche ›Spezialgebiete‹ geben, die einen hauptamtlichen Einsatz erfordern z.B. um die Qualität (die grundsätzlich auch ein ehrenamtlicher Seelsorger haben könnte), wirklich sicher zu stellen (z.B. theologische Bildungsarbeit oder geistliche Begleitung). Gerade in der Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen Organisationen und Institutionen werden in Zukunft (gesellschaftlich) anerkannte Hauptamtliche Personen notwendig sein, wie z.B. in der Gefängnisseelsorge. Die allgemein anerkannte Rolle schützt und hilft und ist so selbst eine wichtige Hilfe bei der seelsorglichen Ausbildung in diesen Institutionen. Solche kategorialen Tätigkeiten sind gesellschaftlich und institutionell manchmal soweit anerkannt,

dass sie bereits heute in diversen Fällen (z.B. in Einzelfällen in der Krankenhausseelsorge, sehr weitreichend im Schuldienst) von den nichtkirchlichen Trägern refinanziert werden. Ebenfalls notwendig werden auch qualifizierte Hauptamtliche bleiben, die für die Aus- und Fortbildung von Mitarbeitenden zuständig sind bzw. verbindliche Positionen als Ansprechpartner für ehrenamtliche Mitarbeitende besetzen. Durch die Hauptamtlichkeit wird zum einen weitgehend die Qualität der Arbeit gesichert, wenn es darum geht, speziell qualifizierte Mitarbeitende für ein anspruchsvolles und zeitaufwendiges Tätigkeitsfeld zu finden. Zum Anderen sichert sich die Kirche eine gewisse Kontinuität, da sie durch einen Arbeitsvertrag einen Mitarbeiter doch stärker an sich bindet, als sie es durch die Unterstützung eines Ehrenamtlichen-Engagements kann. An diesen Orten werden sich vorrangig die derzeitigen Gemeindeferenten, Pastoralreferenten und Diakone engagieren.

Netzwerker und Brückenbauer

Eine andere Gruppe von Professionellen, die in Zukunft stark benötigt wird, sind die ›Netzwerker‹ oder ›Brückenbauer‹. Ihre Aufgabe wird es sein, die Vernetzung der einzelnen Gemeinden und Gruppen innerhalb des Gesamtsystems Kirche zu gewährleisten. Sie sind notwendig, damit sich christliche Gemeinschaften nicht ungewollt soweit verselbständigen, dass sie sich ihrer Zugehörigkeit zur Gesamtkirche nicht mehr bewusst sind. Eine wichtige Bedeutung kommt somit die Aufgabe des Leitens und Repräsentierens der Institution Kirche sowie deren Ortskirchen zu.

Dazu gehört ganz ausdrücklich das Wachhalten und immer wieder neu Bewusstmachen der gemeinsamen Identität bei gleichzeitiger Notwendigkeit großer Unterschiede in einer Kirche innerhalb der pluralen Welt. Zur Wahrung der Identität und ihrer Übersetzung in den jeweiligen zeitlichen und regionalen Kontext werden weiterhin Theologen benötigt, die sich in Wissenschaft und Forschung engagieren.

Wie bereits weiter oben erwähnt geht es in diesem Artikel nicht um die Auflösung der jetzigen Hierarchie, sondern darum, einige Aspekte aufzuzeigen, deren Betrachtung m. E. für die weitere Entwicklung der

kirchlichen Dienste und Ämter unverzichtbar ist. Dabei ist es an dieser Stelle auch nicht möglich, jeden Gedanken bis zum Ende zu verfolgen. Grundsätzlich sei noch einmal erwähnt, dass Dienste und Ämter nicht zum Selbstzweck geschaffen wurden, sondern der Erfüllung des christlichen Verkündigungsauftrags dienen und sich folglich an ihrer Effektivität diesbezüglich messen lassen müssen.

»Wer sein Leben zu bewahren sucht, wird es verlieren; wer es dagegen verliert, wird es gewinnen.« heißt es im Lukas-Evangelium. Ich bin sicher, diese Warnung und Weisung ist sehr gut auf die verschiedenen (Berufs-)gruppen in unserer Kirche übertragbar.

● PETER BROMKAMP

Dieser Artikel wurde veröffentlicht im Buch: »...und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende« von Valentin Dessoy und Gundo Lames (Hrsg.), erschienen im Paulinus-Verlag 2010

Anmerkungen

¹ Quelle: www.sinus-sociovision.de

Ein wesentlicher Punkt, an der sich die Krise der Kirchen ablesen lässt, ist der, dass aus vorgenommenen Analysen nicht die nötigen Konsequenzen gezogen werden, sondern lieber Ressourcen in die Differenzierung und Erstellung weiterer Analysen zu investieren.

² Genaugenommen ist diese Erfahrung nicht neu, sie wird nur in unserer Zeit erst richtig sichtbar, da vielfach noch vor zwei Generationen die Zugehörigkeit zu Kirche und Gesellschaft in weiten Bereichen Europas schlicht identisch war. Sei es im Schulwesen, im Vereinswesen, im beruflichen Ständewesen oder in der Freizeitgestaltung, automatisch war Kirche das strukturierende Element und die Menschen als Teilnehmer dieser Aktivitäten an ihr angekoppelt. Aus dieser Zeit gibt es jedoch sehr wohl Beschwerden über mangelnde Gläubigkeit der Kirchgänger. Mein Vater erzählte mir noch von der Tradition aus seiner Jugend, bei der die Männer zur Predigt am Sonntag erst einmal die Kirche verließen um sich vor ihr zu unterhalten.

³ Bisher werden solche Erfahrungen leider allzu oft als »nicht eigentlich« abgetan und damit auch die Menschen, die sich mit solchen Erfahrungen in einer konservativ dogmatisierten Kirche nicht wiederfinden (können). Ganz nebenbei bemerkt nimmt man so auch Gottes Wirken in dieser Welt nicht wirklich ernst.

⁴ Der Einsatz von nichtkompetenten Rollenträgern rächt sich gerade bei hauptamtlichen Mitarbei-

ten doppelt. Zum Einen werden andere Mitarbeitende, insbesondere Untergebene demotiviert oder gar vertrieben, zum Anderen kosten diese Personen auch noch die längst nicht mehr unendliche Ressource Geld. Wirklich gute Mitarbeitende wollen auch auf hohem Niveau Leistung bringen, insofern sind wir als Kirche aufgefordert die Rahmenbedingungen dazu abzustecken und nicht engagierte und kompetente Mitarbeitende zu bremsen, um weniger kompetente Mitarbeitende nicht zu benachteiligen oder in ihrer Rolle zu verunsichern.

⁵ Im Bereich der Krankenhausseelsorge stelle ich z.B. fest, dass neben dem Sakrament der Krankensalbung vermehrt verschiedene Riten der Kranken- und Sterbendensegnung Einzug halten zunächst aus der an vielen Orten nicht mehr seltenen Not

heraus, keinen Priester erreichen zu können. Häufig etablieren sich solche Segen in den Augen der Kranken und ihrer Angehörigen als mindestens gleichwertig mit der Krankensalbung. Dies ist nicht den Laien vorzuwerfen, denen es gelingt, in menschlich oft schwierigen Situationen einen als heilsam erlebten Ritus anzubieten, in der Gottes Nähe erfahrbar wird. Zu Allererst ist darin ein kreatives Reagieren auf eine bestehende Notsituation zu sehen. Denn niemand wird verlangen können, dass ein Christ einem anderen gerade angesichts einer schweren Krankheit oder gar des nahenden Todes einen Segen verweigert. – Durch die offizielle Verweigerung diese Situationen kirchlicherseits reflektiert zu gestalten, sondern sie (theologisch begründet) zu tabuisieren, verschärft Kirche die Situation und macht sie zu einem vielschichtigen Problem.



„Siehe, ich mache alles neu“ (Off 21,5).

Innovation als strategische Herausforderung in Kirche und Gesellschaft

2. Kongress Strategie und Entwicklung in Kirche und Gesellschaft
5. bis 6. Dezember 2011

Thomas-Morus-Akademie/Kardinal-Schulte-Haus in Bensberg

Kirche muss sich grundlegend erneuern, um Zukunft offen zu halten und ihrem Sendungsauftrag gerecht zu werden. Wie kann das gehen angesichts einer Kultur, die an der Vergangenheit orientiert und auf maximale Stabilität ausgerichtet ist?

Als Experten positionieren sich: Prof. Dr. Rolf Arnold (TU Kaiserslautern), Prof. Dr. Dirk Baecker (Zeppelin University Friedrichshafen), Sr. Edith-Maria Magar (Generalleitung der Franziskanerin von Waldbreitbach, Aufsichtsratsvorsitzende der Marienhaus GmbH) und Bischof Stephan Ackermann aus Trier.

Die Tagungsarchitektur stellt innovative Erfahrungsräume bereit, damit die Teilnehmenden ins Spiel kommen, eigene Sichtweisen, Ideen und Potenziale einbringen und miteinander verknüpfen können. Hierzu dienen u.a. Elemente wie Innovationsbarometer, Schwarzmarkt des innovativen Wissens, Improvisationstheater sowie Innovations-Laboratorien.

Infos: <http://www.kairos-cct.de>

Informationen: Sie haben im Mai Ihre letzten Prüfungen erfolgreich hinter sich gebracht und damit Ihre Ausbildung zur Gemeindereferentin abgeschlossen. Zunächst mal herzlichen Glückwunsch! Wie haben Sie diesen Erfolg gefeiert?

Liz Porcaro: Mit meiner Familie. Sie können sich wahrscheinlich nicht vorstellen, was es für Migranten bedeutet, dass eins ihrer Kinder einen solchen Weg hinlegt: Von der Hauptschule zur Diplom-Religionspädagogin und letztlich zur Gemeindereferentin. Meine Familie hat mich immer sehr unterstützt und darum waren sie auch die ersten, mit denen ich diesen Erfolg gefeiert habe und im Sommer – wenn ich zu meinen Eltern nach Italien fahren werde – noch sicherlich weiter feiern werde.

Informationen: Was hat Sie bewogen, Gemeindereferentin zu werden?

Liz Porcaro: Zufall – Schicksal – Gottesfügung! Ich weiß es nicht. Den ersten Kontakt zu diesem Beruf hatte ich durch eine Liste der Agentur für Arbeit. Hier entdeckte ich den Studiengang Religionspädagogik. Ich war zwar schon seit Zeiten der Erstkommunion und Ministrantenarbeit ehrenamtlich in der Gemeinde tätig, hatte jedoch nie mit Gemeindereferenten zu tun. Unser Jugendseelsorger vermittelte mich an Hildegard Schnetz-Frangen. Sie gab mir Informationen zu dieser Berufsgruppe sowie die Kontaktdaten der Stelle für pastorale Berufe unserer Diözese. Was für mich als Informationsgespräch begann, endete in einer Zusage für den Bewerberkreis und im Handumdrehen befand ich mich in Mainz, um Religionspädagogik zu studieren.

Informationen: In einer Kirchengemeinde gibt es vom Kindergottesdienst bis zur Seniorenarbeit eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Aufgabenbereiche. Wo sehen Sie Ihre künftigen Aufgabenschwerpunkte?

Liz Porcaro: Vor allem in der Liturgie. Vom sonntäglichen Wortgottesdienst bis zu den Frühschichten im Advent, Andachten im Kleeblatt oder den Schulgottesdiensten, ist wirklich die ganze Bandbreite mit dabei. Ab September wird auch der Beerdigungsdienst zählen. Ein wei-

Von der Hauptschule zur Diplom-Religionspädagogin

Interview mit Liz Porcaro - Gemeindereferentin in Asperg

teres Arbeitsfeld von mir ist die Firmvorbereitung. In diesem Jahr habe ich mit einem Team aus fünf Personen ein neues Konzept zur Firmvorbereitung auf die Beine gestellt. Im November wird dann dafür der Startschuss fallen. Wir sind schon alle sehr gespannt und hoffen, dass die Firmvorbereitung dadurch einen neuen Aufschwung erlebt. Des Weiteren werde ich mich verstärkt in der Jugendarbeit einbringen. Gemeinsam mit der Ministrantenleitung werde ich mich der Belange der Asperger Jugend annehmen.

Informationen: Wie sieht ein typischer Tag in Ihrem Arbeitsleben aus?

Liz Porcaro: Eigentlich gibt es keinen typischen Tag! Aber einer, der immer wieder auftaucht, könnte so aussehen: Um 7.40 Uhr fängt der Unterricht an der Ludwig-Heyd-Schule in Markgröningen an. Dort gebe ich drei Stunden Religionsunterricht in drei verschiedenen Klassenstufen (Grund- und Werkrealschule). Dann komme ich so gegen 11.30 Uhr ins Büro und bespreche mich mit dem Pfarrbüro, schaue nach meinen Emails und nach dem Anrufbeantworter. Darauf folgt eine Mittagspause, die ich meist zuhause mit meinem Mann verbringe. Dann komme ich entweder wieder ins Büro, um mich auf die Schule oder Gottesdienste vorzubereiten, oder ich habe auswärtige Termine, wie die Kirchengemeinderatsitzung, Liturgieausschusssitzung oder das Treffen mit dem Firmtteam oder, oder, oder... Wie Sie vielleicht erraten können wird es mir in den seltensten Fällen langweilig!

Informationen: Welche Wünsche haben Sie an die Gemeinde?

Liz Porcaro: Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Das Wichtigste für mich ist, dass man mir

weiterhin wohlwollend und offen entgegenkommt. Mich freut es immer, wenn sich die Menschen nicht nur für die Gemeindereferentin vor Ort interessieren, sondern sie wirklich auch ein aufrichtiges Interesse an der Person, Liz Porcaro, zeigen. In der Vergangenheit kam dieses Interesse das eine oder andere Mal leider zu kurz. Zudem wünsche ich mir, dass die Zusammenarbeit mit allen Ehrenamtlichen stetig weiter steigt. Ich danke allen, die mir – gerade in meiner Assistenzzeit – immer helfend und beratend zur Seite standen.

Informationen: Als Frau ist Ihnen der Zugang zum Priesteramt auch im Jahr 2011 noch verschlossen. Was löst das bei Ihnen aus? Ärger? Frustration? Verständnis?

Liz Porcaro: Das Berufsbild des Pfarrers bzw. der Pfarrerin ist nicht das, was ich anstrebe. Ich möchte pastoral tätig sein, meinen Glauben verkünden und freue mich darüber, dass ich mich als Frau in meinem Beruf Gemeindereferentin mit meinen Stärken und Fähigkeiten einbringen kann.

Informationen: Angenommen, Sie ziehen sich für eine Woche in ein Kloster zurück. Welches Buch nehmen Sie mit?

Liz Porcaro: Ich würde das Buch »Die Tochter der Wanderhure« mitnehmen. Das ist ein mittelalterlicher, historischer Roman. Die vorhergehende Trilogie habe ich während meiner Studienzeit förmlich verschlungen. Um dieses Buch fertig lesen zu können, müsste ich wahrscheinlich wirklich mal für eine Woche in ein Kloster gehen, denn ehrlich gesagt, fehlt mir im Moment die Zeit dafür.

Informationen: Alles Gute für Ihre weitere Zeit in Asperg!



ZUR PERSON: Ich bin am 7. Januar 1983 in Ludwigsburg – als letzte von drei Kindern – auf die Welt gekommen. Meine Eltern stammen beide aus Neapel (Italien). Ich machte im Sommer 1999 erfolgreich meinen Werkrealschulabschluss. Diesem folgten Abschlüsse zur Bankkauffrau, später zur Bankfachwirtin und schließlich im Jahr 2005 zum Fachabitur. Zum Wintersemester 2005 begann ich mein Religionspädagogikstudium an der Katholischen Fachhochschule in Mainz, welches ich im Sommer 2008 erfolgreich abschloss. Nach einem praktischen Jahr im Raum Ravensburg kam ich im September 2009 in die Seelsorgeeinheit »Rund um den Höhenasperg«, um meine Assistenzzeit zu beginnen. Meine Namensänderung – aufgrund der Hochzeit mit meinem Mann Mario – sorgte im November 2009 für ein wenig Verwirrung. Seitdem sind schon viele Monate vergangen. Am 23. Juli 2011 werde ich von unserem Bischof Gebhard Fürst zur Gemeindereferentin beauftragt!

aus: Informationen der Kath. Kirchengemeinde St. Bonifatius Asperg Juli 2011

● DIE FRAGEN STELLTE GISELA PLEISS

„Erst denken – dann klicken“

Social-Media-Kompetenzen für Angestellte im kirchlichen und sozialen Bereich

Überlegungen zur Frage, welche Social Media-Kompetenzen Beschäftigte im sozialen und kirchlichen Bereich stärken und erwerben sollten, um in der Welt des web.2.0. zurechtzukommen, auch wenn das Unternehmen, in dem sie arbeiten konservativ ausgerichtet ist und mehr auf offline- als auf online-Kontakte unter Mitarbeitern und zu Kunden hin setzt.

Erst denken – dann klicken

»Erst denken – dann klicken« - so lautete die Überschrift eines Presseartikels in der Heilbronner Stimme am 22. Juli 2011. Im Bericht ging es um einen Informationstag zur Sicherheit im Internet für Schüler/innen des Wirtschaftsgymnasiums Heilbronn.

Kritische Stimmen zur Social-Media-Welt gab es im Juni und Juli 2011 z.B. auch in der Wochenzeitung »DIE ZEIT«. So wurde unter der Überschrift »forschen mit Facebook« der Frage nachgegangen, wie Menschen damit umgehen können, dass sie im Internet ihre Freundeskreise nicht mehr trennen können.

Kurz darauf ging es zum Thema »Depper-der-Woche.de« um die Frage, inwieweit Politiker durch das Internet die Kontrolle über ihr Image verlieren und welche Folgen das haben kann. Bereits eine Woche später stand unter der Rubrik »Beruf« der Artikel »Bloß raus hier – Ohne Netz und Internet arbeitet man wieder konzentriert. Die Sehnsucht nach solchen Zonen wächst«.

Internet und Social Media sind Alltagsbegleiter und im beruflichen wie privaten Bereich nicht mehr wegzudenken. Doch es melden sich immer wieder kritische Stimmen, die einen informierten und verantwortungsvollen Umgang mit diesem Medium einfordern. Bei der Frage nach den angemessenen Kompetenzen muss deshalb auf jeden Fall auch dieser Aspekt mitbedacht werden.

Social Media und Tätigkeit im kirchlichen Bereich

Eine mögliche Definition des Begriffs Social Media findet man auf einer Homepage der »consense communications gmbh.

München: »Social Media bezeichnet eine Vielzahl von Medien, etwa soziale Netzwerke und Netzgemeinschaften, die als Plattformen für gegenseitigen Austausch und die virtuelle Pflege von Kontakten dienen. Sie haben zumeist relativ geringe oder keine Eintrittsbarrieren, so dass Inhalte (fast) jeder Art problemlos verbreitet werden können. Dialog und Interaktivität der Nutzer stehen im Mittelpunkt der Social Media. Beispiele für Social Media-Anwendungen sind Weblogs, Soziale Netzwerke wie Facebook, Wikis oder auch Bewertungsportale.«

Seit Anfang der 90er-Jahre das »world wide web« eine neue, schnellere und somit auch sehr zeitnahe Informationsweitergabe und Kontaktaufnahme ermöglicht. Der Anteil der Nutzer dieser Möglichkeit ist im beruflichen wie privaten Bereich ständig gestiegen. Nachdem zunächst Kontaktaufnahme vor allem durch Emails oder auch in Chatrooms stattgefunden hat, ergaben sich mit der Einführung des Web 2.0 im Jahr 2004 weitere Möglichkeiten. Facebook oder auch youtube sind erst in dieser Phase gegründet worden. Durch eine ARD/ZDF-Online-Studie wurde ermittelt, dass 9 von 10 Personen unter 50 zumindest hin und wieder online sind, bei Jugendlichen sind es inzwischen nahezu 100 Prozent. Am wenigsten genutzt wird das Internet von Menschen über 60, insgesamt gesehen weniger von Frauen als von Männern. Ergänzend dazu fällt allerdings auf, dass durch eine andere Studie festgestellt wurde, dass gerade junge Frauen die sozialen Netzwerke am intensivsten nutzen.

Verändert hat sich in den letzten Jahren nicht nur die Form der privaten Kontaktpflege, sondern auch die Arbeitsweise in vielen Unternehmen. Virtuelle Teams oder auch Videokonferenzen gehören zum

Betriebsalltag und sind vor allem da besonders gut einsetzbar, wo die bisherigen bürokratisch-hierarchischen Strukturen einem ergebnisorientierten Führungsstil Platz machen konnten. Die Nutzung sozialer Netzwerke z.B. als Möglichkeit, Jobs anzubieten oder Marketing zu betreiben wird immer mehr gepflegt.

Je intensiver ein Unternehmen Social-Media-Möglichkeiten einbezieht, umso mehr sind selbstverständlich die Mitarbeiter herausgefordert, ihre diesbezüglichen Kompetenzen einzubringen bzw. sich das Notwendige anzueignen.

Eine junge Mitarbeiterin, die bereits in mehreren Wirtschaftsunternehmen tätig war und vor kurzem eine Stelle im Bereich der Diözese Rottenburg-Stuttgart angenommen hat, habe ich gefragt, was ihr denn am meisten als Unterschied auffalle. Die Antwort: »Im Vergleich zu meinen früheren Stellen passiert hier viel mehr offline als online.«

Diese Wahrnehmung entspricht dem, was auch in einer Studie aus dem Jahr 2010 festgestellt wurde: konservative und komplexe Branchen, wie z.B. Banken und Versicherungen – oder eben auch Kirchen – legen in der Regel Wert auf den persönlichen Kontakt zum Kunden, um so das Vertrauen des Kunden zu gewinnen (vgl. SMM-Studie, Köln, Januar 2010).

Chancen, Gefahren, notwendige Kompetenzen

Social Media ermöglicht es, zielorientiert und zeitnah in unterschiedlichen Unternehmensbereichen effektiv zu arbeiten. Beispiele dafür sind: Public Relations,



© kebox - Fotolia.com

Human Resources, Produktentwicklung, Werbung, Vertrieb, Projektmanagement und Weiterbildung. Einsetzbar ist Social Media sowohl außerhalb des Unternehmens – also z.B. in der Nutzung von Blogs, Foren, Twitter oder Facebook für Marketingmaßnahmen – und ebenso innerhalb des Unternehmens, indem eine Art internes »xing« verwendet wird oder z.B. auch durch Unternehmenswikis.

Pfeiffer und Koch jedenfalls vertreten in ihrem Buch »Social Media« die Auffassung, dass es für eine sinnvolle Nutzung dieser Möglichkeiten nur den richtigen Menschen am richtigen Ort mit gesundem Menschenverstand braucht. Das Problem ist jedoch, dass es für die Nutzung des Web 2.0 kein Auswahlverfahren gibt. Social Media kann jeder benutzen und somit auch missbrauchen. Aus einer Veröffentlichung zum Thema »Datenschutz« von BITKOM geht hervor, dass immerhin jeder 10. Internetnutzer sich durch Beleidigung und Belästigung bedroht fühlt und dass 7 Prozent aller Nutzer Angst haben vor Mobbing. Das sind zwar einerseits kleinere Prozentzahlen, andererseits aber doch sehr viele Personen. Heikel wird das Ganze auch dadurch, dass im Web 2.0 das Öffentliche und Private oder auch das Geschäftliche nicht mehr von den anderen Lebensbereichen zu trennen ist. Wer einen Namen verbunden mit ein paar wenigen signifikanten Merkmalen, wie z.B. Wohnort oder Beruf googelt, bekommt oft einen umfassenden Einblick darüber, in welchen Bereichen die betreffende Per-

son wie bewegt. Möglich ist dadurch, dass z.B. üble Nachrede, die früher vielleicht am Stammtisch geschah, eine unüberschaubare Menge von Lesern erreichen kann. Markus Reiter bringt es in seinem Buch »Dumm 3.0« folgendermaßen auf den Punkt: »Es gibt einen Mechanismus öffentlicher Meinungsäußerungen, der wie eine Rutschbahn nach unten wirkt. Je öffentlicher herabwürdigende Äußerungen werden, desto akzeptierter wird es für anfällige Teile der Bevölkerung, die entsprechende Haltung einzunehmen«.

Kirchliche Arbeitnehmer/innen, die z.B. in Kindertagesstätten, Schulen, Sozialstationen oder Kirchengemeinden arbeiten und dort mit Kindern, Schülern, Kranken, Trauernden oder wem auch immer zu tun haben kommen in ihrem Beruf nur dann gut zurecht, wenn sie neben Fach- und Methodenkompetenz auch besondere Kompetenzen im Umgang mit Menschen, in Kommunikation, in Konfliktbearbeitung usw. haben. Dasselbe gilt selbstverständlich unabhängig vom Anstellungsträger für alle Berufe, in denen es in irgendeiner Weise um sorgende Zuwendung gegenüber anderen Menschen geht. So betrachtet sollte für Beschäftigte im sozialen Bereich gelten, dass sie mit etwas IT-Sachverstand die im Berufsalltag geübten Kompetenzen auch in der Welt des Social Media positiv einbringen können. Dass es Angestellte in diesen Bereichen gibt, deren Persönlichkeit genau diesen Anforderungen entspricht, ebenso solche, die sich diesbezügliche Kompetenzen an-

geeignet haben, ist selbstverständlich der Fall. Zu beachten ist allerdings, dass gerade in sozialen Berufen der prozentuale Anteil der Mobbingfälle vergleichsweise hoch ist. Dies liegt möglicherweise u.a. daran, dass die Anforderungen an die soziale Kompetenz besonders hoch sind, so dass Arbeitnehmer/innen in diesen Bereichen gefährdet sind, diesem Anspruch nicht gerecht werden zu können.

Nutzung von Internet und Social Media in kirchlichen Einrichtungen

Selbstverständlich wird in kirchlichen Einrichtungen mit Emails, Homepages oder auch Intranet gearbeitet. Stellenausschreibungen der Diözese Rottenburg-Stuttgart laufen aber z.B. immer noch ausschließlich über das Kirchliche Amtsblatt und Ausschreibungen in Tageszeitungen. Eine Stellenbörse im Internet ist angedacht – die Umsetzung zieht sich hin. Abgesehen vom Aspekt der Kommunikation über Emails nutzen viele Mitarbeiter/innen das Internet durchaus, um Anregungen für ihre tägliche Arbeit zu finden. Es gibt allerdings auch immer noch Kindertagesstätten oder auch pastorale Mitarbeiter/innen ohne Internetzugang. Web 2.0 ist für viele noch ein Fremdwort.

Auf dem Hintergrund, dass in Kirche einerseits eher noch eine Offline- denn eine On-linekultur herrscht und dass gleichzeitig auch ein konservatives Unternehme ak-



© Efendi Egemen - Fotolia.com

tuellen Entwicklungen mitvollziehen muss, um für die Kundschaft attraktiv zu bleiben, sind wohl folgende grundlegende Kompetenzen für die Beschäftigten erforderlich:

● **Praktisches Know-How um in Internet und web 2.0 zurecht zu kommen**

Dazu gehören zunächst einmal PC-Kenntnisse und dann eben die Fähigkeit sich in Internet und web2.0 technisch-praktisch zurechtzufinden um so z.B. einen Einblick in die Lebenswelt der Menschen bekommen zu können, die einem im beruflichen Zusammenhang begegnen.

● **Verstehen von speziellen Social-Media-Begrifflichkeiten**

Basisbegriffe wie facebook, youtube, xing, twitter oder wiki sollten bekannt sein. Gleichzeitig muss es darum gehen, auf dem Laufenden zu bleiben, um neue Begriffe mit Inhalten füllen zu können. – Dies ist für Personen, die nicht von sich aus Interesse dafür aufbringen möglicherweise eine ziemliche Herausforderung. Wer allerdings mit jüngeren Menschen beruflich zu tun hat, sollte verstehen können, wovon sie reden oder zumindest die passenden Rückfragen stellen können.

● **Verständnis für Datenschutz und juristische Aspekte**

Diese Kompetenz beinhaltet zum einen ein Wissen darüber, welche selbst eingestellten Inhalte datenschutzrechtlich zweifel-

haft oder schlicht verboten sind und zum anderen eine Grundkenntnis darüber, was mit welchen Folgen zivil- oder auch strafrechtlich verfolgt werden könnte – an selbst eingestellten Einträgen oder an Internetbeiträgen über die eigene Person durch andere.

● **Kommunikationskompetenz**

Dieser Bereich ist bei vielen Mitarbeitern im sozialen Bereich im direkten Kontakt mit Menschen gut eingeübt und das kann dann eine gute Voraussetzung für Kommunikation im Internet darstellen. Zu bedenken ist allerdings, dass das jeweilige Gegenüber diese grundlegende Kompetenz möglicherweise nicht hat.

● **Selbstdarstellung und Selbstschutz**

Besondere Sorgfalt sollte jeder Nutzer des Web.2.0. walten lassen, wenn es darum geht, sich selbst darzustellen und Persönliches von sich preiszugeben. Eine gute Selbstwahrnehmung und ein Sich-Hineindenken in den fremden Betrachter des eigenen Profils ist hierbei hilfreich.

● **Auswahlfähigkeit**

Markus Reiter schreibt: „Die wichtigste Fähigkeit des digitalen Zeitalters wird es sein, die Illusion von Wissen von echtem Wissen trennen zu können“. Eine ganz besondere Herausforderung stellt es dar, aus einer Flut von Informationen das Wesentliche herauszufinden. Nur wer dazu in

der Lage ist wird das für ihn und seine Arbeit Relevante im Internet finden.

Fazit

»Dennoch kann man immer mehr feststellen, dass die Technik zwar fortgeschritten ist, der durchschnittliche Nutzer aber nicht.« – Diese Bemerkung des Journalisten Carsten Göring bringt die Problematik auf den Punkt. Für manche Arbeitnehmer gilt, dass ihnen die technischen Möglichkeiten an sich fremd bleiben. Zu bedenken ist aber auch, dass auch Arbeitnehmer/innen, die die Technik sehr gut beherrschen und die beispielsweise in den ersten zwei bis drei oben benannten Kompetenzbereichen topfit sind, unter Umständen trotzdem gravierende Mängel im Hinblick auf Kommunikationsfähigkeit, Selbstschutz oder Auswahlfähigkeit aufweisen können. Bereits im Jahr 2001 hat Udo Lütgenbruch in seinem Buch »Kampf um Talente« darauf hingewiesen, dass es an jungen Leuten mit Wirtschaftsintelligenz fehlt, die aus Informationsfluten intelligentes Wissen destillieren können, die technologisch, soziologisch und kulturell gebildet sind.

Die Kompetenz zum Umgang mit der Technik reicht nicht aus – gerade bei Personal im sozialen Bereich. Wirtschaftsintelligenz vor allem im Sinne von Auswahlfähigkeit ist das eine, was dazu kommen muss. Das andere ist eine neue Art sozialer Kompetenz um sich angemessen im web 2.0. bewegen zu können. Beschäftigte, die sich kompetent und sicher in virtuellen Netzwerken bewegen können, werden dann auch jeweils entscheiden können, welcher Tätigkeitsbereich oder Auftrag eher online oder offline zielführend bearbeitet werden kann.

● REGINA NAGEL

Literatur

Göring, C.: **Gemeinsam einsam** · Wie facebook, Google & Co. unser Leben verändern · Verlag orell füssli. Zürich. 2011

Lütgenbruch, U.: **Kampf um Talente** Führungskräfte führen, fördern, binden · Gerling Akademie Verlag. München. 2001

Pfeiffer, Th./Koch, B.: **Social Media** · Wie Sie mit Twitter, Facebook und Co. ihren Kunden näher kommen. Verlag Addison-Wesley. München. 2011

Reiter, M.: **Dumm 3.0** · Wie Twitter, Blogs und Networks unsere Kultur bedrohen · Gütersloher Verlagshaus. Gütersloh. 2010



»Gottes Tempel seid ihr«

Wer rechnet am 19. Juni schon damit, dass eine Fleecedecke im Gepäck sinnvoller wäre als gekühlte Getränke? Mit Windböen und Regenschauern empfing der diesjährige Katholikentag seine Besucherinnen und Besucher in und um den Speyerer Dom, dessen 950. Weihtag die Diözese mit einem geistlichen Jahr feiert. Eingebettet war eine Marktmeile, an der sich seit einigen Jahren auch der Berufsverband beteiligt. Lassen wir die Frage einfach offen, wie das stürmische Wetter gerade an einem solchen Tag zu deuten ist. Die Arbeit im Berufsverbandspavillon hat es nicht leichter gemacht. Aber das kennen sicher viele Kolleginnen und Kollegen, manchmal braucht es alle Kraft, um stand zu halten. Wir wurden jedenfalls nicht weggeweht!

Zum Leitwort des geistlichen Jahres »Gottes Tempel seid ihr« (1 Kor 3,16-23) hatte der Berufsverband einen Spiegel in den Pavillon gestellt und es wurden Tüten mit dem Bibelvers und kleinen Spiegeln an die Besucherinnen und Besucher verteilt. Wir konnten manch erstaunten Blick ernten, als klar wurde, dass »man« selbst auch Tempel Gottes ist, dass darin eine Lebens- und Handlungsaufforderung steckt und

ein ungeheurer Vertrauensvorschuss Gottes. Gerade im Schatten des mächtigen Speyerer Domes war es besonders reizvoll über die Kirche als »Haus aus lebendigen Steinen«, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Schnell wurde klar, dass wir uns da eher auf einer ewigen Baustelle befinden als in einem Fertighaus.

Um im Bild zu bleiben, wird der Umbau des Bistums Speyer gerade durch das geistliche Jahr unterbrochen. Zwar ist der neue Grundriss schon fertig, d.h. die 70 Großpfarreien (aus ehemals 325 Pfarreien) sind beschlossen und strukturiert, aber über die Inneneinrichtung herrscht noch keine Klarheit.

Vier Modellzimmer werden gerade eingerichtet und vier Pfarreien mit ihren drei bis sieben Gemeinden wohnen Probe, testen die Handwerker und den Bauleiter, dürfen auch mal reklamieren und den Architekten Verbesserungsvorschläge machen, damit 2015 auch die anderen Pfarreien einziehen können. Diese spannende Bauphase kann unter www.bistum-speyer/gemeindeseelsorge 2015.de mitverfolgt werden. Ob es am Ende ein »Zuhause im Glück« werden kann, wurde auf den bei-

den pastoralen Foren noch kontrovers diskutiert. Vor allem um das tragende Fundament, sprich die geistliche Grundlage wird noch gerungen.

Am Dom in Speyer kommt allmählich der Höhepunkt des geistlichen Jahres in Sicht: Die Wallfahrtswoche im Oktober. Gemeindereferent/-innen werden in Etappen zum Dom radeln, um am Wallfahrtstag für die Berufsgruppe teilzunehmen. Gottesdienste, Orgelkonzerte, Bibel teilen, Domführung, Domnapffüllung, Vorträge, Workshops, Kabarett usw., ein reiches Programm wartet auf die Pilgernden.

Da möchte ich eine kleine Übung, nicht nur für den Speyerer Dom, noch anregen: Einfach einmal die Hand an eine der mächtigen Domwände legen, die Augen schließen und sich ganz bewusst in den Strom der Menschen stellen, die seit vielen Jahrhunderten mit ihren Freuden, ihren Ängsten, ihrem Dank, ihrer Klage in dieses schlichte Gotteshaus kommen. Und dann das Geschenk annehmen, selbst Tempel Gottes zu sein. Es könnte ein ganz neuer Bauplan dabei herauskommen!

● ULLA JANSON

Seelsorge 27:1

Für Handballer wäre 27:1 ein Traumergebnis, zumindest aus Sicht der Sieger. Am 4. September 2011 ging es im Dom nicht ums Gewinnen oder Verlieren oder vielleicht doch? Ute Garth aus Maikammer wurde von Weihbischof Otto Georgens zu ihrem Dienst als Pastoralreferentin beauftragt. Herzlichen Glückwunsch!



25 Jahre zuvor waren 27 junge Frauen und Männer in den Dom gekommen, um sich vom damaligen Weihbischof Ernst Gutting zu ihrem Dienst als Gemeinde- und Pastoralreferentinnen und Referenten beauftragen zu lassen. Sie waren auf Anregung der beiden Berufsverbände dieses Jahr erstmals von der Diözese eingeladen, 25 Jahre Beauftragung zu feiern. Im Laufe der Jahre haben sechs der 1986 Beauftragten den Dienst der Diözese Speyer verlassen, um z.B. in einer anderen Diözese zu arbeiten, um sich in einem Bereich zu spezialisieren oder sich beruflich neu zu orientieren. Alle anderen Seelsorger und Seelsorgerinnen haben einige Stellenwechsel hinter sich, arbeiten in Gemeinden, in der Schule, im Krankenhaus oder auf Diözesanebene. Mittlerweile sind viele Standards im Berufspraktischen Jahr oder im Pastorkurs eingeführt worden, um die vor Jahren noch gerungen werden musste: Reflexionstage, Supervision, spirituelle Angebote, Begleitung durch Mentorinnen und Mentoren. Mitte der 80er Jahre haben so viele Berufsneulinge sowohl im Priesterseminar als auch in der Gruppe der Gemeindeferentinnen und Referenten den Ausbildungsleitern Dr.

Heinz und Hildegunde Bickelmann, sowie den Domkapitularen Johannes Urich und später Domkapitular Hubert Schuler Einiges abverlangt. Doch bei allem Ringen um Verbesserungen ging es früher und geht es heute in den Gesprächen mit Personalabteilungsleiter Domkapitular Josef Szuba darum, was die hauptberuflich Tätigen für den Dienst an den Menschen brauchen, um kompetent und professionell zu begleiten und dabei ihren Seelsorgeauftrag mit Herz erfüllen zu können. Manches scheint gesichert, andere Bereiche liegen brach, wie z.B. die geistliche Begleitung der beiden Berufsgruppen. Ein Dauerbrenner war und bleibt die Frage nach dem Profil der Laienberufe in der Kirche, gerade auch auf dem Hintergrund der Umstrukturierungen, die der Prozess »Gemeindepastoral 2015« in der Diözese Speyer mit sich bringt.

27:1 heißt für die neu Beauftragte keineswegs, dass sie auf der Verliererseite steht. Im Gegenteil, sie ist ein Gewinn für die Diözese Speyer. Aber das Zahlenverhältnis macht nachdenklich, denn es zeigt ganz deutlich, dass der seelsorgliche Beruf an Attraktivität verloren hat und sich nur wenige junge Menschen

unter den heutigen Bedingungen hauptberuflich auf die Kirche einlassen wollen. Es bedarf einer sorgfältigen Analyse der Gründe und großer Anstrengungen zu deren Beseitigung, damit die Kirche nicht auf die Verliererseite gerät. 25 Jahre im Dienst der Diözese zu stehen heißt ja auch, dass keine 25 Jahre mehr kommen. So wurde beim pastoralen Forum der Diözese Speyer im August auch die Personalentwicklung in den Blick genommen, die ab 2020, verschärft ab 2025 von einem großen Fachkräftemangel geprägt sein wird (2025 insgesamt 200 Priester, GR, PR, Diakone für 70 Großpfarreien).

Was macht Mut für den weiteren Weg? Die »Jubilierenden« wurden gefragt, was ihnen für die nächsten Jahre wichtig ist, was ihnen für ihren Dienst am Herzen liegt. Einige O-Töne: »Ich möchte von der Vision, die ich für eine Gesellschaft habe, in der der Glaube Menschen trägt und hält, den Grundschulkindern etwas mitgeben für ihr Leben.« Oder »Das wirklich Wesentliche war und ist für mich echte Begegnung.« Oder »Ich möchte mir die Neugierde auf Menschen bewahren, was sie bewegt, was sie denken und glauben und von mir das einbringen, was meiner Berufung entspricht.«

Eines wurde am Beauftragungssonntag klar: Wir sind einander in der Berufsgruppe wichtig und die Diözesanleitung zeigt ihre Wertschätzung. Wir haben einen interessanten, aufregenden und vielfältigen Beruf und wir haben auch nach 25 Jahren noch Lust ihn auszuüben! Das darf auch der neuen Pastoralreferentin Mut machen, sie ist nicht allein!

● ULLA JANSON

Fotos:
Weihbischof Otto
Georgens mit Ute
Garth, neu
beauftragte Pastoralreferentin.
(rechts oben)

Weihbischof Otto
Georgens mit
einigen GR und PR,
die vor 25 Jahren
beauftragt wurden.
(unten)

Beide Fotos von:
Guido König





Die Mauer zwischen Betlehem und Jerusalem

Ein Stern über Betlehem...

»Betlehem ist nicht mehr weit« lautet der Titel eines bekannten Krippenspiels. Immer wieder neu beschäftigen wir uns mit dem weihnachtlichen Geschehen und haben dabei die unterschiedlichsten Bilder im Kopf. Im Schulunterricht erzählen wir von den Hirtenfeldern, von Kaiser Augustus und den Lebensverhältnissen zur Zeit Jesu.

Betrachten wir die gegenwärtige Nahostgeschichte, könnte man meinen, Betlehem sei unendlich weit entfernt. Auch wenn zum Glück die Übernachtungszah-

len der Pilgergruppen in den letzten Jahren wieder erheblich gestiegen sind: Eine bis zu 8 m hohe Mauer trennt Israel von den palästinensischen Autonomiegebieten und das bedeutet, dass der Weg von Jerusalem nach Betlehem, den man früher zu Fuß in etwa 3 Stunden zurücklegen konnte, für viele Menschen versperrt ist.

Es ist eine kleine christliche Enklave, das Gebiet um Betlehem. Zwei benachbarte Ortschaften, Beit Sahour und Beit Jala, haben noch eine mehrheitlich christliche

Bevölkerung. Doch seit Anfang 2000 ist etwa ein Viertel der Christen ausgewandert. Die Jahre der Intifada, die nicht enden wollenden Auseinandersetzungen, die hohe Arbeitslosigkeit, sie zwingen die Menschen zur Flucht. Fast möchte man meinen: Biblische Verhältnisse, auch Maria und Josef mussten mit dem kleinen Jesuskind nach Ägypten flüchten.

Gibt es angesichts dieser Situation Zeichen der Hoffnung? 1988 bin ich zum ersten Mal nach Israel gereist, damals noch mit Zug, Schiff und Fahrrad und in dieser Zeit konnte ich die Anfänge von »Lifegate Rehabilitation« in Beit Jala kennen lernen. Eine engagierte Arbeit für Menschen mit Behinderung in der damaligen Westbank. In den Jahren 2000–2002 durfte ich als Leiter der Jugend- und Behindertenbegegnungsstätte Tabgha am See Genesareth mit meiner Frau Karin immer wieder Gruppen von Menschen mit Behinderung von »Lifegate« willkommen heißen. Ein nicht zu beschreibendes Gefühl, die Freude von Menschen zu erleben, die im kargen jüdischen Hochland zuhause sind und nun das Element Wasser im Quellpool von Tabgha oder im See Genesareth auskosten durften.



In der Nähwerkstatt

In einer Zeit, als es jede Woche 1-2 verheerende Anschläge in Israel gab mit oft Dutzenden von Toten, erschien die Arbeit mit behinderten Menschen eine Oase der Menschlichkeit. Palästinensische und israelische Sozialarbeiterinnen verfolgten das gleiche Ziel: Die Hilfe und Integration von Menschen mit Behinderung in ihrer jeweiligen Gesellschaft voranzutreiben. Der Alltag ist bis heute in hohem Maße politisiert und polarisiert durch den Nahostkonflikt. Kaum eine Begegnung, wo das Gespräch nicht sofort auf dieses Thema kommt. In der Arbeit für Menschen mit Behinderung war und ist dies anders. Ich habe dort mehr Verständnis für die jeweils andere Seite erlebt und eine tiefe gegenseitige Solidarität: Da machen Menschen auf beiden Seiten die gleichen zutiefst menschlichen Grunderfahrungen.

Was ist aus Lifegate in den Wirrnissen der Nahostereignisse geworden? Jetzt, wo ich als Gemeindefereferent der Diözese Rottenburg-Stuttgart auch einen Teilauftrag für die »Seelsorge für Familien mit behinderten Kindern« habe, interessiert mich das erneut. Beim Blick in den letzten Rundbrief lese ich: »Wie wichtig sind die kleinen Inseln der Begegnung, des Voneinanderlernens, der Wertschätzung und des Miteinanders. Unser palästinensisches LIFEGATE-Rollstuhlbasketballteam traf sich zu Freundschaftsspielen mit einem israelischen Team in Beit Jala und in Tel Aviv. Wir konnten vier israelische Musiktherapeuten für ein Schulungsprogramm in Musiktherapie gewinnen. Zum ersten von vier Seminartagen kamen über 35 palästinensische Therapeutinnen, Thera-

peuten und Lehrkräfte in die Schule Talitha Kumi in Beit Jala, die sowohl für Palästinenser als auch für Israelis zugänglich ist... Zwei Kinder unserer Frühförderstelle und eine junge Frau aus der Ausbildungswerkstatt, wurden im März von einem israelischen Chirurgenteam in Jerusalem operiert...«.

Das sind wirklich Zeichen der Hoffnung in einer Zeit, wo es völlig ungewiss ist, ob es doch noch gelingen wird, zu einem versöhnten Miteinander zweier Staaten zu gelangen.

Es gäbe viel zu erzählen von Lifegate, der sozialen, schulischen, beruflichen und medizinischen Rehabilitation, den Außeneinsätzen und der Frühförderung. Von den kulturellen Bedingungen in einer Gesellschaft, wo Kinder mit einer Behinderung oft noch versteckt werden. Wie das Miteinander von muslimischen und christlichen Familien aussieht. Am eindrücklichsten geschieht dies bei einer Begegnungsreise, wie es z.B. der Caritasverband im Tauberkreis mit den Caritaswerkstätten in Halle im Frühjahr 2011 getan hat.

Eine andere Möglichkeit, in Kontakt zu kommen und sich ganz konkret einzusetzen ist der Verkauf von Werkstattartikeln, die in den eigenen Ausbildungswerkstätten hergestellt werden. Es ermöglicht den Menschen mit Behinderung eine gute Ausbildung zu erhalten und einen Teil ihres Lebensunterhaltes selbst zu erwirtschaften.

Wir werden in diesem Herbst noch viel aus Palästina hören. Lifegate hat begonnen,

Strukturen aufzubauen, die für eine Zivilgesellschaft unverzichtbar sind. Im Schatzen der Geburtskirche kann uns Lifegate zeigen: Betlehem ist nicht weit.



● MEINRAD BAUER

Gemeindefereferent
in Friedrichshafen

Weitere Informationen über Lifegate Rehabilitation e.V. finden Sie im Internet unter www.lifegate-reha.de.

Wer einen Verkaufsstand mit einem Warenpaket auf Kommission bestücken möchte, findet mit über 200 Produkten von handgestrickten Gotteslobhüllen, Schlüsselbäckchen, über Olivenholzarbeiten, Weihnachtskrippen- und Weihnachtsschmuck ein wunderschönes Sortiment, das Gemeindeversammlungen, Seniorennachmittage, Schul- und Pfarrfeste, Adventsfeiern usw. bereichern hilft.

Der Werkstattverkauf in Deutschland wird durch Christine Mohr von den Caritas-Werkstätten betreut:

Alois-Eckert-Werkstätte
Waldstr. 40 · 97922 Lauda-Gerlachsheim
Tel. (0 93 43) 62 35-0
Handy (01 62) 212 20 75
Fax (0 93 43) 62 35-44
E-Mail: werkstattverkauf@lifegate-reha.de



Buchvorstellungen vor dem Allerheiligenmonat

Heilige und andere Menschen

ausgewählt & präsentiert von:

● MARCUS C. LEITSCHUH



Der November. Der klassische Monat der Heiligen. Elisabeth und Franziskus. Allerheiligen und Pfarrer von Ars. Längst schon reicht die Verehrung weiter. Bonhoeffer und Sänger XY gehören besonders für Jugendliche zu Vorbildern. Fast schon eine Heiligsprechung erfahren manche Bestsellerautoren. Zwischen Personenkult und spannenden Menschen. Zwischen Anden-Lippen-hängen und Kitsch. Wir stellen lesenswerte Bücher und ihre Anregungen zum Heilerwerden vor.

Machen wir den Anfang mit dem ultimativen Heiligenbuch des Jahres: **»100 Heilige für alle Fälle«**. Angereichert wird das Büchlein durch, Zitat, wirksame Stoßgebete. Was so ironisch daher kommt, ist unglaublich stark, wenn auch leider nicht optimal gestaltet und gebunden. Ein Heiliger wird in einen alltäglichen Zusammenhang und Lebensbezug gestellt. Die Heilige Anna etwa mit Schwangerschaften. Dazu ein Ritualvorschlag und das erwähnte kurze Gebet. Johannes der Täufer und Autobahnen. Rochus und Tierliebe. Viel gibt es zu entdecken. Wer hätte schon

gewusst, dass es ein klarer Fall für Klara von Assisi ist, wenn das Fernsehspiel beginnt und man die Fernbedienung nicht finden kann?

Norbert Blüm, der »Erfinder« der »sicheren Rente« ist ein Mahner. In **»Ehrliche Arbeit«** gibt er ein leidenschaftliches Plädoyer für die Rehabilitierung einer aussterbenden Spezies ab: ehrliche Arbeit. Seine These: Geld regiert die Welt und Geld ruiniert die Arbeit. Realwirtschaft und Finanzwirtschaft trennen sich. Mit deutlichen Worten und aus tiefster christlicher Prägung, brennt er ein Feuerwerk der Argumente und Polemiken ab. Informiert. Klagt an. Ruft zur Ordnung in einer Weltwirtschaftsordnung, die sich sogar auf die Zustellbereiche des Postboten auswirkt. Das Buch ist angesichts der Finanzkrise eine gute Investition.

Nikolaus Schneider hat schnell seine Rolle als EKD-Ratsvorsitzender gefunden. Seine Erfahrungen aus Zuhören und Nachfragen gibt er in einer Textsammlung wieder. **»Von Erdenherzen und Himmelsschätzen«** erzählt von Tod und Leben, Hoffnung Endgericht. Mut ma-

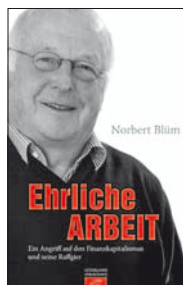
chende und tröstliche Texte mit viel Weisheit und Herzenswärme. So wie man Schneider in seinen ersten Amtsmonaten auch erlebt hat.

Uneingeschränkt heilig, so mag der Apostel **»Paulus«** auf den ersten Blick als Buchtitel erscheinen. Das Buch versucht eine Gesamtdarstellung seiner Theologie, seines Denkens, seiner Zeit. Zunächst werden in zwei Kapiteln die theologische Orientierung des Pharisäers sowie die Zeit zwischen der Bekehrung und dem Beginn der selbstständigen Mission dargestellt. Man lernt viel über diesen Mann, für dessen Wirken der möglichst direkte Glaube an Jesus und das dichte Leben der Gemeinden als Ort des Heiligsins im Mittelpunkt stand.

Und noch eine »richtige Heilige«, die es neu zu entdecken gilt. **»Katharina von Siena«**. Die Dominikanerin (1347–1380) setzte sich für eine radikale Erneuerung der Kirche ein. Diesen Auftrag versuchte sie durch eine rege Brieftätigkeit zu erfüllen, mit der sie sich an Päpste, politische Machthaber und Familienangehörige richtete. Der Band bietet eine Auswahl ihrer Briefe, in



Tim Muldoon
Heilige für alle Fälle
Mit wirksamen Stoß-
gebeten.
Kösel 2011



Norbert Blüm
Ehrliche Arbeit
Ein Angriff auf den
Finanzkapitalismus
und seine Raffgier
Gütersloher Verlags-
haus 2011



Nikolaus Schneider
**Von Erdenherzen
und
Himmelsschätzen.**
Neukirchener Ver-
lagsgesellschaft 2011

denen sie ein Anliegen entfaltete, dem sich die Kirche immer wieder neu stellen muss. Ein tolles Zeitdokument, gerade in unserer Zeit.

Mit dem Heiligsein der Kirche beschäftigt sich Kardinal Walter Kasper. »**Katholische Kirche**« heißt sein umfangreiches Werk schlicht und einfach. Er wählt einen ungewöhnlichen Einstieg. Er beschreibt seinen Weg in die Kirche, sein Leben in ihr trotz aller Schwächen und Enttäuschungen.

Die eigentliche ekklesiologische Darlegung entfaltet er in Themenkreisen, die immer die kirchliche Wirklichkeit im Blick haben. Kein himmlisches Idealbild, sondern kritische Würdigung der Gegenwart vor dem Hintergrund der theologischen Selbstverortung mit Blick auf aktuelle Themen wie Dialog, Laien und die Einheit in der Vielfalt. Ein sehr hilfreiches Buch. Gerade jetzt.

Die Heiligung des Menschen durch Gott ist ein Thema in der »**Theologischen Anthropologie**« von Thomas Pröpper. Er gibt Antworten auf die grundlegende philosophische und theologische Frage: Was ist der Mensch? Wie ist Subjektivität und menschliche Freiheit zu verstehen? Was meint die Gottebenbildlichkeit? In welchem Verhältnis stehen Sünde und Schuld des

Menschen und Gnade und Heilshandeln Gottes? Er schlägt den Bogen von menschlicher Freiheit und göttlichem Heilshandeln und leistet damit einen spannenden Beitrag, auch vor dem Hintergrund der Rede des Papstes vor dem Bundestag, wenn er Natur und Gnade in einen Dialog stellt.

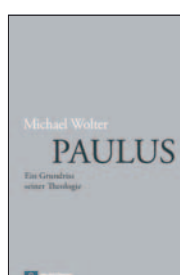
Winfried Kretschmann ist lange als Mitglied im ZdK und engagierter Katholik aktiv. Heute ist er der erste Grüne Ministerpräsident, als Revolution und hatte eine seiner ersten Bewährungsproben beim Papstbesuch. Ein »Portrait« liegt mittlerweile auch vor. Ein aktuelles Buch von zwei renommierten Journalisten, die den Weg und den Aufstieg des **Winfried Kretschmann** verfolgt haben, seit er 1979 die Grünen in Baden-Württemberg mitbegründete und als altmodisch, bedächtig und konservativ gilt. Wer Kretschmann noch nicht kennt und verstehen will, braucht dieses Buch über einen katholischen Lebenslauf.

Das Memorandum »Kirche 2011« scheidet die Geister. Der Diskussionsbeitrag von katholischen Theologieprofessorinnen und -professoren hat kontroverse Reaktionen hervorgerufen. Der Band »**Das Memorandum**« versammelt Unterzeichner und Nichtunterzeichner. Deutlich wird der je eigene Blick

auf die Situation der Kirche und der Theologie und die unterschiedlichen Bewertungen der einzelnen im Memorandum genannten Punkte wie etwa Zölibat, viri probati, Umgang mit Homosexuellen oder Frauenordination. In seiner Zusammenstellung ist das Buch eine Hilfe zur Versachlichung, die weder Befürworter, noch Kritiker auf einen Sockel stellt.

Bei allen drängenden Fragen, am Ende steht der Tod. Ausgerechnet ein Physiker hat sich diesem Thema angenommen. Der Bestseller-Autor Professor Markolf Niemz lädt in »**Bin ich, wenn ich nicht mehr bin?**« zu einem ganzheitlichen Denken ein. Indem er Erkenntnisse der Naturwissenschaft mit Spiritualität und Religion verknüpft. Der Werbetext verspricht, dass Niemz' Antworten »so schlüssig« seien, »dass Gott nicht nur erfahrbar wird, sondern auch vereinbar mit den Tsunamis und dem Terror in dieser Welt«. Bewerten möge es jeder selbst. Mehr Heiligsprechung hat wohl kein Autor in diesem Jahr auf dem Klappentext erfahren.

Fast schon Starkult erfährt der höchste Repräsentant des Benediktinerordens, Abtprimas Notker Wolf. Er schreibt über das, was ihn antreibt, was sein Leben in den Grundfesten ausmacht. Eben: »**Warum der Glaube Flügel verleiht.**«



Michael Wolter
Paulus
Ein Grundriss seiner Theologie
Neukirchener Verlagsgesellschaft 2011



Louise Gnädinger
Katharina von Siena
Topos 2011



Walter Kasper
Katholische Kirche
Wesen – Wirklichkeit
– Sendung
Herder 2011

Lebensnah beschreibt er, wie man aus dem Glauben ein tragfähiges Lebensfundament entwickeln kann. »Hier schreibt einer, der zahlreiche Verpflichtungen hat, der jedes Jahr Hunderttausende von Kilometern weltweit unterwegs ist und doch bei sich selbst angekommen ist. Gelassen und voller innerem Frieden geht er durch den Tag«, so der Verlag. Und die Leser danken ihm für ein paar ruhig-besinnliche Buchmomente.

Aus ganz anderer Perspektive treffen sich in »**Es geht ums Tun und nicht ums Siegen**« zwei verehrte Persönlichkeiten. Konstantin Wecker, der sich seit Jahrzehnten auf und hinter der Bühne für Zivilcourage und soziale Gerechtigkeit einsetzt, und Zen-Meister Bernard Glassman, eine der eindrucksvollsten Persönlichkeiten des sozial engagierten Buddhismus. Lieber als in die Meditationshalle geht er in die Elendsviertel der Großstädte oder führt Menschen zum Meditieren nach Auschwitz. Die beiden Rebellen entwerfen die Vision einer Revolution aus Liebe: eine leidenschaftliche Anstiftung, sich einzumischen und aktiv zu werden.

Als Vorletztes noch eines der vielen Papstbücher. Empfohlen, weil es kleine, verständliche Texte enthält. In »**Glaube, Hoffnung, Liebe**« wer-

den 365 Denkanstöße von Papst Benedikt XVI. häppchenweise angeboten. Und tatsächlich, die kleinen Texten regen unglaublich an, sie wie eine Tütensuppe mit Wasser zu verdünnen und zu verkosten.

Am Ende ein Buch, das vielleicht als Kommentar zum Überhöhten Heiligendenken gelten mag. »**Das Geheimnis starker Menschen**«. Die Autorin beschreibt Wege aus der »Überforderungsfalle«. Sie beschreibt Menschen, die sich in Gemeinde, Beruf, Familie einsetzen, für andere da sind, die Dinge im Griff haben und die Bälle in der Luft. Bis zur Erschöpfung oder zum Burnout. Zahlreiche Übungen und Impulse für die praktische Anwendung im Alltag weisen Starken einen Weg, wie sie stark bleiben können.

Monika Gruhl
Das Geheimnis starker Menschen
Mit Resilienz aus der Überforderungsfalle
Kreuz 2011



Papst Benedikt XVI.
Glaube, Hoffnung, Liebe
365 Denkanstöße.
Kösel 2011



Konstantin Wecker · Bernard Glassman
Es geht ums Tun und nicht ums Siegen
Engagement zwischen Wut und Zärtlichkeit
Kösel 2011



Notker Wolf
Schmetterlinge im Bauch
Warum der Glaube Flügel verleiht
Adeo 2011



Markolf H. Niemz
Bin ich, wenn ich nicht mehr bin?
Ein Physiker entschlüsselt die Ewigkeit
Kreuz 2011



Thomas Pröpper
Theologische Anthropologie
Erster Teilband
Herder 2011



Peter Henkel · Johanna Henkel-Waidhofer
Winfried Kretschmann
Das Porträt
Herder 2011



Judith Könemann · Thomas Schüller
Das Memorandum
Die Positionen im Für und Wider
Herder 2011

Kopf frei – für den Gesprächsprozess

Der Gesprächsprozess, der mal als Dialogprozess begann aber dann ein neues Etikett bekam, läuft. So richtig in Fahrt gekommen ist er noch nicht. Herz und Kopf sind angefüllt mit offenen Fragen und Erwartungen. Der Themenspeicher ist voll. Die Agenda umfangreich. Unausweichlich scheint es, dass eingefahrene Kommunikationsmuster verlassen werden, wie dies durch zahlreiche Methoden beim Mannheimer Start versucht wurde. Da kommt ein Buch mit der Post auf meinen Schreibtisch. »Kopf frei«. Der Klappentext verspricht Großartiges. »Sie gehen mit störenden Gedanken souveräner um, es fällt Ihnen leichter, echten Kontakt herzustellen und mehr in der Gegenwart zu leben.« Oh, wie wunderbar. Braucht nicht die Kirche genau das? Störende Gedanken, auch Störfeuer aus den extremen Ecken souverän nicht aus den Augenwinkeln verlieren, aber nicht ins Zentrum kommen lassen. Echten Kontakt zwischen den Gesprächsteilnehmern herstellen. Eben mehr als »nur mal drüber reden«, sondern zielführenden Dialog. Schließlich das Leben der der Gegenwart, im Hier und Jetzt.

Leben mit und für die Freuden und Sorgen der Menschen heute. Sorgen, die zu lösen Aufgabe der Kirche ist. Und wie geht das nun? Für Ute Lauterbach z.B. durch eine neue Sprache, die achtsam mit den »individuellen Reizwörtern« umgeht. Wir sollen uns »dem Wesentlichen durch gedankliche Vertiefung öffnen«. Steht uns gut an, uns tief in die Situation der Wiederverheirateten Geschiedenen zu versetzen. In die Situation der Frauen. Der Jugendlichen, die die Sprache der Kirche nicht mehr verstehen. Und schließlich rät die Autorin, nicht auf die Sprücheklopfer zu hören. Weg von denen, die einen Katechismus auswendig kennen, aber nicht wissen, wie das normale Leben funktioniert, nicht wissen was Facebook, Web 2.0 und Bloggen ist. Wer den Kopf frei haben will, muss mit dem Alten bewusst umgehen können und auch mal neue Wege einschlagen. Vielleicht schick ich dieses Buch jemanden zu Weihnachten, damit er sich konstruktiver im Gesprächsprozess einbringen kann. Wem? Verrate ich nicht.

● VON MARCUS LEITSCHUH



Literaturtipps: Ute Lauterbach: Kopf frei! 14 Tipps, wie Sie eingefahrene Kommunikationsmuster verlassen. Kösel 2011

Alles, was Recht ist.

Stellen wir uns einmal vor, es hätte das Rechtssystem bereits im Paradies gegeben, als Gott Adam und Eva daraus vertreiben wollte. Er würde heute noch Einsprüche auf Beschwerden, Berufungen, Rechtshilfeersuchen, Ersuche an übergeordnete Gerichte, einstweilige Anordnungen, einstweilige Verfügungen formulieren und die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies in unzähligen Gerichtsterminen erneut begründen müssen.

Allerdings stellt sich die Frage, warum Gott dann besagten Baum nicht außerhalb der Paradiesmauern pflanzte, da er doch nicht wollte, dass Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis essen. Ein erfahrener Verteidiger des Paares würde »Versäumnisse seitens der Verwaltung« geltend machen: Erstens habe Gott den Baum am falschen Platz gepflanzt, zweitens ihn nicht mit Warnschildern versehen oder mit einem Zaun umgeben und dadurch driftens,

unter Missachtung dieser elementaren Sicherheitsvorkehrungen, die Öffentlichkeit einer großen Gefahr ausgesetzt.

Doch Gott hat die Welt geschaffen, ehe es ein Rechtssystem gab. Um sich die Möglichkeiten zu schaffen, strafen zu können, hat er einziges Gesetz gemacht und Mittel und Wege gefunden, jemanden dazu zu bringen, es zu übertreten. Er wusste, dass Adam und Eva sich inmitten all der Vollkommenheit allmählich langweilen und früher oder später seine Geduld auf die Probe stellen würden. Er wartete ab – denn auch er, der allmächtige Gott, langweilte sich, weil alles perfekt funktionierte. Hätte Eva den Apfel nicht gegessen, was wäre da in all diesen Jahren interessantes geschehen? Nichts.

● PAULO COELHO

Quelle: paulocoelhoblog.com/2009/09/16/the-law-as-a-metaphor | übersetzt gefunden bei: www.lto.de

IMPRESSUM

Herausgeber

Bundesverband der Gemeindereferenten / -innen und Religionslehrer /-innen in den Diözesen der Bundesrepublik Deutschland e. V.

Geschäftsstelle

Peter Bromkamp · Ohmstraße 35
45711 Datteln
vorstand@gemeindereferentinnen.de

Redaktionsanschrift

v.i.S.d.P.: Regina Nagel
Friedhofstr. 6 · 74259 Widdern
Tel. (01 71) 286 89 76
redaktion@gemeindereferentinnen.de

Redaktion

Regina Nagel, Widdern
Peter Bromkamp, Datteln
viele im Innenteil namentlich genannte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.
Alle arbeiten ehrenamtlich!

Das Gemeindereferentinnen-Magazin versteht sich als Diskussionsforum unterschiedlicher Perspektiven. Namentlich genannte Autoren geben daher nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Eine inhaltliche Zensur findet nicht statt.

ISSN 2191-6942

Titelfoto

Oliver Berg · © dpa

Karikaturen

Thomas Plämann, Essen

Layout

Martin Kröger, Lindern (Oldbg.)

Druck

Offset Friedrich GmbH & Co. KG
Ubstadt-Weiher

Versand

Ökumenisches Arbeitslosenzentrum
Recklinghausen e.V.

Redaktionsschluss für die Ausgabe 4/2011:
15. November 2011 · Bitte vormerken!

Artikel bitte an

redaktion@gemeindereferentinnen.de

Fördermitgliedschaft

im Gemeindereferentinnen-Bundesverband

gemeindereferentinnen
bundesverband

Wunsch nach einer Berufsgruppenvertretung?

Interesse, die Arbeit des Bundesverbandes zu unterstützen?

Lust, regelmäßig das Magazin zu lesen?

Werden Sie Fördermitglied!

Fördermitglied können Sie werden, wenn Sie als Gemeindereferent/in in einem Bistum ohne Berufsverband arbeiten, oder wenn dieser Berufsverband nicht dem Gemeindereferentinnen-Bundesverband angeschlossen ist. Sie können auch Fördermitglied werden, wenn Sie in einem anderen Beruf als dem der Gemeindereferentin tätig sind. – Als Fördermitglied unterstützen Sie die Aufgaben und Anliegen des Bundesverbandes finanziell. Als Dankeschön erhalten Sie alle 3 Monate kostenfrei das Magazin zugestellt.

Bitte hier abtrennen.



Antrag auf Fördermitgliedschaft

Name:

Anschrift:

Tel.: Fax:

Mail: Diözese:

Beruf:

Einzugsermächtigung

Ich zahle jährlich ____ Euro (mindestens 15) und erhalte dafür regelmäßig »das magazin«. Der Betrag darf bis auf Widerruf vom nachstehenden Konto abgebucht werden (üblicherweise im ersten Quartal jeden Jahres). Wenn mein Konto nicht ausreichend gedeckt ist, ist mein Geldinstitut nicht verpflichtet, den Betrag einzulösen:

Konto: BLZ:

Institut: Kontoinhaber/in:

Datum/Unterschrift:

Bitte senden Sie das Formular an: Rolf May-Seebars · Prälat-Fischer-Str. 7 · 77886 Lauf
Fax: (078 41) 73 84 · Mail: rolf.may@gemeindereferentinnen.de

Ist dies Ihre richtige Adresse?

Sie haben die letzte oder diese Ausgabe des Gemeindereferentinnen-Magazin gar nicht bekommen oder sie ist an eine falsche Adresse geliefert worden? Wenn Sie zu einem diözesanen Berufsverband gehören, melden Sie bitte Ihre richtige Adresse dort. Wir bekommen von den Diözesen rechtzeitig vor Versand eine aktualisierte Adressdatei geliefert. Wenn Sie Fördermitglied sind, geben Sie Ihre neue Adresse bitte direkt weiter an:

Stefan.Hain@gemeindereferentinnen.de

